Kev-Loi

Ein Bild chinesischen Volks- & Familien Lebens.

BV
3415
L48
1900
GTU
Storage

BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

HERMAN KOEPP

Hermann Köpp
Berlin N.O.
Georgenkirchstr. 70.

Keu-loi.

Ein Bild chinesischen Volks- und Familienlebens.

Von

W. Teuschner,

Missionar der Berliner Missionsgesellschaft in China.

Berlin NO 43.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft,

Friedenstr.- u. Georgenkirchstr.-Ecke.

BV
3415
L48
1900

643.41
573

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Eine böse Sieben	5
2.	Die Schwiegertochter	8
3.	Keu-loi	12
4.	Jugendzeit	17
5.	Ein Götzenfest	22
6.	Keu-loi als Ehemann und Hausverwalter. Buddhistische Lügen	27
7.	Der verlorene Sohn	36
8.	Die verlorene Tochter	44
9.	Morgenrot eines neuen Tages	48
10.	Böse Zeiten	53
11.	Ein großer Sieg	60
12.	Hindernisse des Glaubens	66
13.	Gottesgnade	72
14.	Das Weihnachtsfest	74

28

1. Eine böse Sieben.

Es war an einem heißen Maitage; die Sonne stand senkrecht am Himmel, kein Lüftchen wehte, um die heiße Tagesluft etwas erträglich zu machen. Da sah man zwei Frauen eiligen Schrittes den schmalen Fußweg, der vom Markte zum großen Götzentempel führte, dahin schreiten. Die ältere derselben mochte wohl 35 Jahre zählen. Sie war klein, aber knochig gebaut; ihr längliches Gesicht mit den scharfen, stechenden Augen und den festgeschlossenen dünnen Lippen ließ erkennen, daß sie heftig und eigensinnig sein konnte. Die Jüngere war ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen, trotzdem sie an Größe die Ältere überragte. Es war dies die Schwiegertochter der Älteren. Die Frauen hatten den Tempel erreicht und traten ein. Sie gingen durch die Vorhallen ins Innere. Im Hintergrunde sah man einen großen, schrankartigen Aufbau, der dicht mit Gardinen verhängt war. Ehrerbietig nahten die beiden. Seitwärts an einem Tische saß ein buddhistischer Mönch. Er schien die Frauen längst zu kennen, denn es zog ein Freudenschein bei ihrem Anblick über sein Gesicht. Mit niedergeschlagenen Augen nahten sie seinem Tische, überreichten ihm ein in rotes Papier eingewickeltes Geldgeschenk, dann nahmen sie die mitgebrachten Lichter und Räucherstäbchen und zündeten sie an. Der Mönch hatte unterdes die Gardinen auseinandergeteilt und befestigt. Man erblickte jetzt dahinter in dunklen Umrissen eine über

Menschengröße lange Götzenfigur. Vor dem Götzen stand ein großer Räuchernapf mit den Resten vieler abgebrannter Lichter und Räucherstäbchen. Auch die beiden Neuangekommenen befestigten hier ihre Lichter. Dann knieten sie nieder vor dem Götzen, berührten mit dem Kopf oft die Erde und beteten und schrieen lange Zeit. Ein großer Kummer oder eine hochwichtige Bitte mußte ihr Inneres erfüllen. Die ältere Frau weinte sogar heftig; man konnte nur die Worte verstehen: „Hilf, errette! Lange Zeit schon flehe ich, opferte so viel, noch immer keinen Sohn. Erbarme dich über mich verachtetste unter den Weibern." Auch die jüngere betete, aber ihr schien es weniger Ernst damit zu sein. Als sie sich erhoben hatten, traten sie vor den Tisch und nahmen die Wahrsagehölzer in die Hand. Sie ließen sie dreimal hintereinander auf die Erde fallen; zweimal fielen sie günstig, glückverheißend, das drittemal aber ungünstig. Dann nahmen sie den großen Bambusbecher, der mit vielen beschriebenen Bambusstäbchen gefüllt ist, und schüttelten dieselben hin und her, bis endlich eins der Stäbchen herausfiel. Dieses trugen sie dann dem Mönche hin, der nach der betreffenden Nummer sah und ein großes, altes Buch aufschlug. Er schrieb dann die Bedeutung auf ein Stück Papier und reichte es mit erklärenden Bemerkungen der älteren Frau. Beide traten darauf wieder den Heimweg an. Die ältere Frau ging voraus, die jüngere folgte unmittelbar ihren Fußstapfen. Fast den ganzen Weg schalt die ältere Frau auf ihre Schwiegertochter. „Wenn ich keinen Sohn habe, so brauche ich auch keine Schwiegertochter. Zum Unglück bist du in mein Haus gekommen. Gestern hast du wieder den ganzen Tag gefaulenzt." So ging das ohne Unterbrechung fort, bis sie nach etwa einer Stunde Weges ihr Wohnhaus erreichten. Dasselbe lag ungefähr in der Mitte des großen Dorfes und war fast ganz aus gebrannten Ziegelsteinen erbaut. Nur die Innenwände

bestanden aus Lehmziegeln. Schon an der ganzen Bauart war zu sehen, daß der Besitzer wohlhabend sein mußte.

Herr Jap, der Besitzer, war ein Mann in mittleren Jahren. Nach chinesischen Maßen war er ein hochgewachsener, schlanker, aber kräftiger Mann mit gesunder Gesichtsfarbe. Er hatte jetzt, als seine Frau an ihm vorbeiging, seine Wasserpfeife in der Hand und war mit einem Nachbar im Gespräche. Die Frau ging mit niedergeschlagenen Augen an ihm vorüber ins Innere des Hauses, und bald hörte man ihre Stimme, wie sie die Dienstboten antrieb oder ausschalt. Ihr Mann schien darüber nicht sehr erbaut, denn er sagte zu seinem Nachbar: „Es ist ein Jammer, daß mein „Hausgeräte" einen so bösen Mund hat." Der Nachbar sah seinen Nebenmann bedauernd an, als wolle er sagen: „Ja, ich bedaure dich von Herzen."

Herr Jap war sonst in jeder Beziehung ein nach chinesischen Begriffen glücklicher Mann zu nennen. Er besaß ein schönes Haus, viel Feld, betrieb einen gewinnbringenden Handel, und jedermann war ihm zugethan. Nur eine Sorge und ein Kummer nagte an seinem Herzen. Der Sohn und Erbe für alle seine Güter fehlte noch. Fortzuleben in den Kindern und Enkeln, von ihnen versorgt und gepflegt zu werden, nicht nur zur Zeit des Alters, sondern vor allen Dingen nach dem Tode, das ist der Himmel eines Chinesen, weil er keinen andern kennt.

Herr Jap war jetzt 15 Jahre verheiratet, tagaus tagein hatte er gewartet auf ein Söhnlein, aber es kam nicht. Seine Frau war 15 Jahre alt gewesen, als sie ihm angetraut wurde. Sie kostete über 120 Dollar. Sie war fleißig und arbeitsam. Nie stille stand ihr Mund, leider floß er fast nie von guten Worten über. Ihr Mann hatte einige Jahre einen harten Kampf mit ihr gekämpft, es handelte sich darum, wer im Hause das Regiment haben sollte, aber sie hatte un-

streitig den Sieg und das Regiment davongetragen. Der Mann hatte es aufgegeben, mit ihr zu zanken, er wußte sich ins Unvermeidliche zu fügen. Da es bei den Chinesen Sitte ist, mehrere Frauen zu nehmen, so wollte auch Herr Jap sich eine Nebenfrau heiraten, um von ihr Kinder zu erhalten. Doch seine Frau gab es nicht zu. „So lange ich lebe, betritt keine andere mein Haus", hatte sie drohend ausgerufen. „Schaffe mir Kinder", wandte der Mann ein, dann will ich abstehen davon. Aber er stand auch so davon ab. „Siehst du nicht, daß ich alles thue, um einen Sohn zu bekommen, ich war heute wieder im Götzentempel und habe gebetet." „Da bist du schon oft hingelaufen und es hat dir nichts genützt," wandte der Mann ein. Mann und Frau sprachen miteinander, ohne sich anzusehen. Man merkte es ihnen sofort an, daß die beiden nichts wußten von Liebe und Treue gegeneinander. Der Mann fühlte sich viel wohler in der Gesellschaft seiner Freunde als in seinem eigenen Heim. Er schien zu handeln nach dem chinesischen Sprichwort: „Vor deiner Frau rede nie wahr und vor deinen Brüdern rede nie falsch."

2. Die Schwiegertochter.

Als ein probates Mittel, um sicher einen Sohn zu erhalten, hatte die Frau auf guten Rat ihrer Freundinnen hin und mit selbstverständlicher Einwilligung ihres Mannes vor 14 Jahren ein kleines Schwiegertöchterchen gekauft und ins Haus genommen. Die Chinesen nennen das „eine Blumensäule aufrichten". Sie haben für alles schöne Namen. Die Meinung dieser Unsitte ist diese: Die kleinen männlichen Geister, sobald sie sehen, daß in diesem Hause bereits eine

zukünftige Frau ihrer harrt, werden sich beeilen, in diesem Hause zur Welt zu kommen. Wie also der Regenwurm das Fischlein anlockt, so sollte das kleine Mädchen den Sohn und Erben anlocken. Leider half auch das nicht. Das kleine Mädchen gedieh vortrefflich, und da sie dick und stark war, wurde sie Schui-nyu, das ist Wasserkuh, genannt. Ein Jahr ums andere verging, und die kleine Schui-nyu war unterdes ein großes Mädchen geworden; aber ihr zukünftiger Mann ließ noch nichts von sich hören und sehen. Seit einer Reihe von Jahren hatte sie jetzt schon die Schwiegermutter in den Tempel begleitet, um im Gebete von dem Götzen den Mann zu erflehen. Auch heute war sie deshalb mit ihrer Schwiegermutter im Tempel gewesen. Es waren traurige Jahre für das arme Mädchen gewesen, eine Hölle auf Erden. Sie war der Ambos, auf dem die Schwiegermutter ihre Zornausbrüche auslassen konnte. Glücklicherweise war Schui-nyu stark und kräftig gebaut, so konnte sie eine genügende Anzahl Püffe und Knüffe vertragen. Arbeiten mußte sie von früh bis spät ohne Aufhören. Die Nahrung, welche sie erhielt, war dürftig genug, aber die Frau schalt jeden Tag von neuem über das dickfellige Mädchen, das nur essen könne, sonst nichts. Des Morgens früh trug sie mehrere Lasten Wasser, machte dann Feuer an, kochte Thee, wusch darauf den Reis und holte aus dem Garten Gemüse, das sie selber gepflanzt und gezogen hatte. War Feldarbeit zu thun, so mußte sie schon frühzeitig aufs Feld, um die Arbeiter anzuspornen und mitzuarbeiten. Ihr Schwiegervater war freundlicher zu ihr, aber er mußte schon um seiner Frau willen das Mädchen kurz behandeln. Das Mädchen war nach der Ansicht der Schwiegermutter schuld daran, daß noch kein Sohn im Hause war. „Unbrauchbares Hausgerät oder Gerümpel, wenn du nicht so schlecht wärest, hätten wir längst einen Sohn. Du taugst aber nichts, bist aller Reize

bar, hast nur einen unergründlichen Magen, du wirst uns noch bankerott essen." Eines Tages fand eine Nachbarin Schui-nyu auf dem Felde, wo sie Gras schneiden mußte, heftig weinen und schluchzen. „Was ist dir, Kind?" fragte sie. „Ich ertrage es nicht länger", schrie das Mädchen, „ich will, ich muß sterben, je eher desto besser. Euer Hund hat es besser als ich. Alle Tage Arbeit von früh bis spät, schlechtes Essen, zerrissene Kleider und Prügel über Prügel, ich will sterben." „Na, laß nur gut sein", ermahnte die Nachbarin, „erst ist man Schwiegertochter, da hat man es schlecht, nachher wird man Schwiegermutter, und da haben andere es schlecht." Dieser Trost haftete nicht und Schui-nyu schrie weiter und raufte ihr Haar.

Allmählich stumpfte Schui-nyu durch die schlechte Behandlung immer mehr ab. In ihrem Herzen aber setzte sich ein großer Haß gegen ihre Schwiegermutter fest. Das Mädchen war oft nahe daran, sich zu wehren und zu widersetzen. Eine besondere Art, das Mädchen zu quälen, war folgende: Die Schwiegermutter faßte sie mit der einen Hand am Zopfe fest und kniff ihr mit den scharfen Nägeln das Fleisch aus dem Nacken oder aus den Armen und warf es den Hühnern vor, so daß das arme Mädchen schon viele Narben aufzuweisen hatte. Eines Tages, als sie wieder so entsetzlich malträtiert wurde, konnte sich das Mädchen nicht länger beherrschen. Voller Verzweiflung drückte sie ihre scharfen Zähne auf den Arm der Schwiegermutter und biß ihr ein Stück Fleisch aus dem Unterarm heraus, das sie ebenfalls den Hühnern vorwarf. Mit einem Aufschrei ließ die Frau das Mädchen los und verschwor sich, dasselbe umzubringen. Schui-nyu floh zum Hause hinaus und lief querfeldein. Schließlich beschloß sie, zu ihren Angehörigen, die zwei Meilen entfernt wohnten, zu flüchten, um bei ihnen Schutz zu suchen. Dort angelangt, weinte sie und erzählte

ihren Eltern die Elendsgeschichte. „Ich gehe nie wieder hin, ich sterbe lieber.“ Ernstlich dachte sie daran, sich das Leben zu nehmen. Ja, wenn sie Geld hätte zu Opium, um sich zu vergiften, aber sie hatte ja keinen Heller. In den Fluß sich zu stürzen, fürchtete sie sich, da sie gehört hatte, daß die Teufel die Seelen der Ertrunkenen sehr quälen. Die Eltern von Schui-nyu waren selber arm, deshalb konnten sie für ihre Tochter nichts thun. Nach etwa vierzehn Tagen brachten sie deshalb ihre Tochter wieder zurück. Schui-nyu hatte geglaubt, ihre Schwiegermutter würde sich sofort auf sie stürzen, aber es geschah nicht. Einmal hatte das Mädchen in der Arbeit doch sehr gefehlt. Die Frau hatte sich das Wasser selber holen, Holz hacken und alle andern Arbeiten verrichten müssen. Zum andern sah sie öfter auf die große Narbe in ihrem Arm, und so hütete sie sich zunächst, es zu arg zu treiben.

Schui-nyu war 17 Jahre alt geworden. Sie selber wußte kaum, wie alt sie sei, ihr Geburtstag wurde auch von keinem Menschen gefeiert. Sie wußte nur, daß sie mit jedem neuen Jahre ein Jahr älter sein müsse. Das Leben schien ihr die größte Plage zu sein.

An einem sonnigen Wintertage ging Schui-nyu mit vielen anderen Frauen in die Berge, Holz zu holen. Da die Berge unten bereits ganz abgeholzt waren, so stiegen die Frauen höher hinauf. Schui-nyu schloß sich einer jüngeren Frau an, die sehr unglücklich verheiratet war. Beide erzählten sich ihre Lebensumstände und klagten sich gegenseitig ihre Not. Redend und holzsuchend hatten sie sich von den andern immer weiter entfernt.

Plötzlich sprangen zwei Männer aus dem Gebüsch heraus, faßten die Frauen an und wollten sie mit sich fortziehen. Diese aber sträubten und wehrten sich mit aller Kraft. Die Männer hielten ihnen deshalb ein Dollarstück entgegen, sie

sollten es haben, wenn sie mitgehen wollten und nicht schreien würden. Bei einer Wendung, welche die Männer machten, sahen die beiden jungen Frauen, daß denselben die Zöpfe fehlten, es waren also Mönche, die sie mit in ihr eine halbe Stunde weit entferntes Kloster schleppen wollten. Die beiden Frauen setzten sich deshalb noch mehr zur Wehr, ja nahmen ihre Holzmesser und gingen auf ihre Angreifer los, die sich dann unter entschuldigenden Reden zurückzogen. Daheim angelangt, wurde dieser Überfall sogleich von den andern Frauen, die das laute Hülferufen der beiden gehört hatten, im Dorfe bekannt gemacht. So zogen denn tags darauf an hundert Männer und Jünglinge zum Kloster, nicht um zu beten, sondern um die buddhistischen Mönche zu züchtigen. Sie verlangten dort die Auslieferung der beiden Missethäter; da sich aber kein Mönch meldete, irgend dergleichen gethan zu haben, so plünderten sie das Kloster und raubten den Mönchen alle ihre Habe. Die Mönche zerstoben in alle Winde, bis sie nach Wochen oder Monaten endlich wieder zurückkehrten.

3. Keu-loi.

Es war gegen Ende des elften Monats desselben Jahres, da erzählten sich die Frauen beim Wassertragen eine wunderbare Geschichte, die ihnen zugleich sehr viel Stoff zum Lachen bot. „Hast du es schon gehört, die alte Frau Jap soll einen Sohn bekommen haben." — „Du machst gewiß Spaß, wo soll denn bei der ein Sohn herkommen?" — „Es ist aber so, sie ist eben sehr fleißig und fromm gewesen, da hat sie der Götze erhört." Es war in der That so. Schui-nyu war nun endlich versorgt. Der so lange erbetene teure Sohn und

Erbe, der Stammhalter, für den die Schwiegertochter angekauft war, hatte seinen Einzug gehalten. Große Freude herrschte im ganzen Hause. Die Mutter war vor Glückseligkeit wie verklärt. Sie umarmte Schui-nyu und nannte sie ihre liebe Tochter. Der Vater war hocherfreut. Mit innerer Genugthuung nahm er die Glückwünsche seiner Freunde und Bekannten entgegen. Es war auch ein allerliebstes Kind, mit klugen, schwarzen Augen schaute es sich um, bis es dann Durst spürte und tüchtig zu schreien anfing. Schon am zweiten Tage nach der Geburt des Kleinen war die Mutter bereits wieder rüstig und that nach wie vor ihre Arbeit. Jetzt erst schien das Leben für sie einen Wert zu haben. Vor einem Monat darf eine chinesische Frau nicht ausgehen; Frau Jap hatte auch jetzt im Hause überreich zu thun. Bald liefen von nah und fern Gratulationen und Geschenke ein. Die meisten schenkten Hühner, Hühnereier, Wein u. dergl. Einige packten auch ein Geldgeschenk in rotes Papier, andere wieder kauften Kleiderstoff oder ein schönes Mützchen mit Hundeohren an der Seite u. s. w. Bei jedem Geschenk lag die Karte des Gebers. Die Träger der Geschenke erhielten ein kleines Trinkgeld und die Karte des Empfängers, welche sie dem Absender übergaben.

Die Mutter hatte ihrem Sohne schon nach einigen Tagen einen Namen beigelegt, derselbe lautete: Keu-loi, das ist „Hundehütte". Ein häßlicher Name, höre ich die Leser sagen; ja freilich, aber bei den Heiden giebt es sehr wenig schöne Namen. Bei der Namengebung spielt der Aberglaube eine große Rolle. Die Heiden sind in beständiger Furcht und Angst vor bösen Geistern. Sie glauben, daß diese auf alle Weise den Menschen nachstellen, um sie zu verderben und umzubringen. Besonders gern stellen sie den Kindern nach, die sich nicht genügend vor ihnen schützen können. Die Eltern, besonders die kurzsichtigen Mütter, suchen nun die Geister zu

betrügen. Sie legen ihren Kindern nicht menschliche, sondern Tiernamen und dergleichen bei. Nach Tieren oder Hausgeräten verlangen aber die Teufel nicht, und so bleiben solche Kinder verschont. Knabennamen sind sehr häufig mit einem „Hund", „Ochse", „Huhn" verbunden. Namen wie zugelaufener Hund, wilder Hund, Zimmerhund, Wächterhund, lahmer Hund, großer Ochse, wilder Ochse, gefleckter Ochse ꝛc. sind so häufig, wie bei uns Fritz oder Karl. Dieselben Bildungen werden auch von Huhn gemacht. Die unschuldigste Art dieses Aberglaubens ist diese, daß die kleinen Knaben von den Ihren „Mädchen" oder „kleines Mädchen" gerufen werden. Aber auch hier liegt wiederum Aberglaube zu Grunde, und zwar der, daß die Geister nicht so sehr den Mädchen nachstellen sollen.

Die Mädchennamen sind ebenso häßlich gebildet, meist auf Kuh, oder es wird ihren sonst schon häßlichen Namen allermeist die Endung für ein weibliches Tier angehängt. Da giebt es Schreihälse, Glotzaugen, Krummrücken, Langfinger u. s. w.

Sobald die Knaben die Schule besuchen, legt ihnen der Lehrer meist einen anständigen Büchernamen bei. Doch führen sie diesen eben nur in der Schule. Jedermann kennt und ruft sie bei ihrem ersten Namen. So kenne ich einen kleinen Mandarin, der sich einen sehr schön klingenden Mandarinsnamen beigelegt hat, der auch auf seinen Visitenkarten gedruckt ist; aber niemand nennt ihn so, sondern er heißt nach wie vor „der große Fleischochse".

Nachdem der Kleine einen Monat alt war, wurde, der Sitte gemäß, das bei Knaben übliche Monatsessen gegeben. Sämtliche Leute, die vorher gratuliert hatten, wurden dazu eingeladen. Es war eine sehr große Gesellschaft zusammengekommen. Die große Ahnenhalle hatte kaum je so viel Gäste gesehen. Freilich kommt es ja auch nicht alle Tage vor, daß

ein Ehepaar, das für kinderlos gilt, plötzlich noch einen Sohn erhält. Darum sollte es auch nicht aufs Geld ankommen. Der Vater freute sich, endlich einmal Grund zu haben, seinen Reichtum etwas entfalten zu können. 15 Tische zu je 8 Personen waren gedeckt. Auf jedem Tisch standen 12 kleine Teller mit allerlei guten Dingen. Melonenkerne, Mandeln, kostbare Eier, Zuckerfrüchte aller Art, Zuckerrohr, feiner Kuchen u. s. w., Wein gab es drei verschiedene Sorten. Die Gäste setzten sich; jedem war das kleine Näpfchen, das in einem größeren stand, zur Hälfte vollgeschenkt. Man trank sich zu — einmal, zweimal. Einer der Gäste an jedem Tische machte den Anführer und nahm von einem der Tellerchen etwas, die andern folgten. Dann wurde wieder getrunken und so fort. Nach einer halben Stunde kamen die wirklichen Gerichte; auf jeden Tisch wurde je eine Schüssel davon gestellt. Damit begann das eigentliche Essen.

Die Kleinigkeiten auf den Tellern waren nur die Einleitung. Fast auf Kommando ergriffen die Gäste die Stäbchen und führten sie in die Schüssel. Und wenn auch jeder dem andern den Vorrang ließ, so suchte doch jeder ein ihm passendes Stück zu erfassen. Das Essen dehnte sich lange aus, es gab zwölf große und zwölf kleine Schüsseln, dazwischen immer die Trinkpausen. Meertiere und seltene Fische bildeten die Hauptbestandteile, Austern, Hühner, Enten, Feldhühner alias Frösche, Krebse, Hammelfleisch und allerlei Schönes mehr. Nachdem die Hauptsumme der Gerichte bewältigt und somit der Appetit gestillt war, wurde das berühmte chinesische Fingerspiel oder besser Trinkspiel aufgeführt. Zuerst an einem Tische, bis es sich dann auf alle Tische fortpflanzte. Das war schließlich ein Schreien oder Lärmen, daß ein Uneingeweihter gemeint haben würde, die Leute prügelten sich. Dies Spiel wird folgendermaßen gespielt. Einer vom Tische erhebt sich und bittet einen andern, sein Gegner zu sein. Beide fixieren

sich einen Augenblick, dann ziehen sie die Arme an die Brust, um sie mit einer schneidigen Bewegung wieder vorzustrecken. Sobald der Arm vorgestreckt ist, werden aus der zusammengeballten Hand einige Finger vorgeworfen. Im selben Moment muß die von beiden vorgestreckte Fingerzahl richtig angegeben werden und zwar von beiden zugleich. Wer falsch angiebt, muß einen Becher Wein austrinken. Das ganze Spiel verläuft ganz taktgemäß und riesig schnell, und es gehört immerhin viel Übung dazu, es gut zu können. Bei dem Ausrufen der Fingerzahl werden noch allerlei schwungvolle Worte und Redensarten gebraucht. Ganz zuletzt wird Reis gebracht, und wer von den Gästen noch Appetit hat, ißt noch einen Napf voll Reis. Die Chinesen können sehr wenig Wein vertragen, sie haben sehr schnell rote Köpfe.

Während des Festessens hatte der glückliche Vater seinen Sohn auf den Arm genommen und ihn durch den Saal getragen, um ihn diesem oder jenem guten Freunde zu zeigen. Natürlich wurden dem Kleinen, resp. seinem Vater, sehr viele Schmeicheleien gesagt, denn dies gehört in China schon zum guten Ton. „Ein riesig begabter Junge, der bringt es sicher bis zum Minister.“ — „Sieh doch die Stirne, eine echte Millionärsstirne.“ — „Welch wundervoll weiße Haut hat das Kind,“ sagten die alten und jungen Frauen. Der Kleine ließ sich dadurch nicht beirren, er schrie bald laut auf, so daß der Vater ihn eilig zu seiner Frau trug, an deren Brust er sehr bald wieder still wurde.

4. Jugendzeit.

Still wurde es auch wieder im Hause, und alles fing wieder an, seinen gewöhnlichen Gang zu gehen. Keu-loi war ein kräftiges Kind; er gedieh sichtlich. Nach vier Wochen wurde er schon auf dem Rücken herumgetragen. In ein Zipfeltuch eingebunden, hing er auf Schui-nyus Rücken, und bei jedem Schritt, den sie machte, flog der kleine Kopf entweder auf diese oder jene Seite. Wer es nicht wußte, hätte es den Beiden sicher nicht angesehen, daß sie Mann und Frau sein sollten. Wie die Katze das Mausen nicht lassen kann, so konnte die Schwiegermutter auch das Schelten nicht lassen. Ja, es war jetzt noch leichter für sie, allerhand Gründe dafür ausfindig zu machen. „Wärest du nicht ein so schlechtes Subjekt, so hätte ich nicht siebzehn Jahre auf das Kind warten brauchen." Recht schlimm war es, wenn klein Keu-loi einmal nicht ganz wohl war und viel schrie. „Was hast du mit dem Kinde gemacht; willst du es vielleicht umbringen?" So hatte Schui-nyu endlich einen Mann und war doch aus dem Regen in die Traufe gekommen. Allmählich zog auch eine Verbitterung gegen den kleinen Mann auf ihrem Rücken in ihr Herz ein, obwohl dieser doch unschuldig daran war. Das nun achtzehn Jahre alt gewordene Mädchen wollte schier verzweifeln. Eines Tages mußte sie Reis zum Markt tragen. Ihr Schwiegervater hatte ihr etwas Geld gegeben, damit sie sich etwas zu essen kaufen könne. Das Mädchen nahm vom Gelde die Hälfte und ging zum Wahrsager, um sich die Karte legen zu lassen. Dieser musterte sie scharf und erkannte an ihrem Zopfe natürlich, daß sie noch Mädchen sei. Deshalb richtete er seinen Spruch ganz auf ein altes Mädchen passend ein und sagte ihr, sie werde erst im Alter glücklich werden. Schui-nyu hätte nicht müssen ein armes, elendes

Mädchen sein, um sich nicht an den Spruch wie an einen Strohhalm zu klammern. Sie konnte auch keine Ahnung davon haben, daß die Wahrsager schlaue, geriebene Betrüger sind, sonst nichts. Gott kannte sie nicht, und Gottes Wort hatte sie noch nie vernommen. In ihrem Herzen sah es deshalb finster und trübe aus. Zu den Götzen hatte sie einigemal gebetet um gute Behandlung, um gutes Essen und um gute Kleider; aber darnach war es ihr nur noch schlimmer ergangen. So stumpfte Schui-nyu immer mehr ab, so daß der Name in der That fast ihr Wesen bezeichnete. Keu-loi war mittlerweile drei Jahre alt geworden; er brauchte nun nicht mehr auf Schui-nyus Rücken zu sitzen, sondern konnte auf seinen eignen Beinchen tapfer einhertrippeln. Die Eltern und Nachbarn sahen das ungleiche Paar und schüttelten die Köpfe. Wenn das nur gut abläuft, hieß es allgemein. Die Frau Nachbarin wußte viele Fälle zu erzählen, wo großes Unglück durch solche Ungleichheit entstanden war. Die Eltern beschlossen deshalb, sich nach einer zweiten Frau für ihren Sohn umzusehen, die gleichaltrig oder etwas jünger sein sollte. Da Keu-lois Eltern als vermögend bekannt waren, so wurde es ihnen nicht schwer, eine zweite Schwiegertochter zu finden, die vor wenigen Tagen erst ihr zweites Lebensjahr vollendet hatte. Das Kind trug den Namen: Großer Südkürbis. Die Verlobung der beiden Kinder wurde feierlich begangen. Keu-loi und Kürbis hatten ihre besten Kleider an und die neuesten Mützen auf, an denen lange Bänder mit zwei kleinen Schellen befestigt waren. Als man die Kinder zusammensetzte, da faßten sie sich gegenseitig nach den Schellen. „Sieh da, sieh da," rief die Nachbarin mit dem klugen Munde, „wie sich die beiden lieb haben." Diese Frau wußte stets alles besser wie andere Sterbliche, und wehe dem oder der, die sich ihrer Meinung hätten widersetzen wollen. Keu-lois Eltern mußten für das Kind 300 Pfund Wein, 150 Pfund Schweinefleisch und noch 30 Dollar be-

zahlen. Kürbis war noch recht wacklig auf den Beinchen. Schui-nyu mußte nun auch diese ihre zukünftige Nebenfrau auf ihren Rücken nehmen; aber es sah gerade nicht aus, als ob es ihr Freude machte. In den ersten Monaten kam das Kind nur zum Essen und Schlafen von ihrem Rücken herunter. Auch in der Nacht mußte sie das Kind neben sich schlafen lassen. Bei Tisch kaute sie ihm Reis oder andere Sachen vor und schob es dem Kinde in den Mund. Dem Schwiegervater konnte man es ansehen, daß er oft Mitleid hatte mit Schui-nyu; aber er durfte es seiner Frau gegenüber gar nicht zum Ausdruck bringen. Denn seitdem die Schmach der Kinderlosigkeit von ihr genommen war, trat sie noch weit entschiedener gegen ihren Mann auf. Dieser aber war froh, wenn er Ruhe hatte, da der Kampf zu ungleich war. Wenn er vom Felde oder vom Markte heimkam, nahm er sich am liebsten seinen Buben auf den Arm und ließ sich von ihm etwas vorlachen und vorlallen. Kleine Chinesenkinder sind ja ebenso drollig wie andere Kinder auch, und gerade in der Zeit, wo ein Kind die Sprache anfängt zu lernen, ist es überaus niedlich.

Im folgenden Jahre hatte Herr Jap einen großen Verlust. Er reiste nach einem drei Tagereisen entfernten Orte und hatte über hundert Dollar bei sich. Mit ihm reisten zwei andere Kaufleute, die ebenfalls eine Geldsumme bei sich hatten. Sie wollten Reis kaufen und auf Schiffen nach der Kreisstadt bringen, wo er weiter verkauft werden sollte. Der Weg führt durch einsame Thäler und über hohe Berge, hält sich jedoch meist in der Nähe des Flusses. Am zweiten Reisetage mittags elf Uhr befanden sich die Reisenden in einer tiefen Thalschlucht. Der Weg führte dicht am Flusse entlang. Auf der einen Seite ging es steil hinunter zum Flusse, der fünfzig Fuß tief unten brauste und schäumte; auf der anderen Seite war eine über hundert Fuß hohe, steile Felsenwand. Der Weg, kaum drei Fuß breit, war mit dem Meißel ausgehauen. Jetzt waren

sie an einer Stelle angelangt, wo der Weg eine plötzliche Biegung machte. Die Kaufleute eilten rüstig vorwärts und unterhielten sich über ihre Hoffnungen. Da, mit einem Male, gerade als sie um die Ecke bogen, riefen ihnen mehrere Stimmen ein donnerndes Halt zu, und fünf Gewehrläufe blinkten ihnen entgegen. „Hände ausstrecken, wer sich rührt, wird erschossen!“ Dann traten drei Räuber an die zitternden Männer, stülpten ihnen zuerst die Mützen über den Kopf, zogen ihnen dann die Kleider aus, befühlten noch genau die Zöpfe und Sandalen unter den Füßen, ob etwa irgendwo noch Geld versteckt sei. Auf flehentliches Bitten der Kaufleute schenkten die Räuber jedem wenigstens noch eine zerrissene Hose. Dann wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden; darnach führte man sie etwas abseits vom Wege; dort wurden sie an Bäumen festgebunden. Stundenlang hockten sie dort von Durst und Hitze gepeinigt, bis endlich eine Anzahl Leute des Weges kamen, die ihr Schreien hörten, herzukamen und sie befreiten. Sie gingen dann mit bis ins nächste Dorf. Dort borgten sie sich etwas anständigere Kleider; dann eilten sie wieder der Heimat zu. Das war ein verunglücktes Geschäft gewesen. Sie brachten den Fall zur Anzeige; aber das kostete ihnen wieder noch einige Dollar. Chinesen aber verlieren nicht so schnell den Mut. Kurze Zeit darauf zogen die drei wieder an jener für sie so teuren Ecke vorüber, um von neuem den Reishandel zu betreiben.

Wieder sind vier Jahre ins Land gezogen. Keu-loi ist zum Knaben erwachsen und ein flinker, strammer Bursche geworden. Um seine beiden Frauen kümmert er sich gar wenig; wenn er nur spielen darf und dumme Streiche ausführen, so ist ihm gar wohl. Seine beiden Frauen sind seine Sklavinnen; wie einem geborenen Prinzen müssen sie ihm dienen. Wehe der armen Schui-nyu, wenn sie dem Bengel nicht den Willen thäte. Ein Wort, vor der Mutter geredet, würde ein gewaltiges

Gewitter heraufbeschwören. Der Knabe ist der König und Haustyrann; alles dreht sich um ihn und sein Wohlsein. Ist er krank, so beherrscht Furcht und Entsetzen das ganze Haus; ist er gesund, so atmet jedermann erleichtert auf. Die Eltern lieben ihren Sohn über alles; aber es ist eine Liebe, die alles durchgehen läßt, die die Ungezogenheiten nicht straft, sondern wohl gar als Tugend und Begabtheit hinstellt. Wie schade, daß niemand den Eltern die Vorschriften des weisen Sirach über Kindererziehung vorgelesen hat; die „Rückenbläue" hätte Keu-loi absolut nichts geschadet; im Gegenteil, sie hätte wie eine heilsame Massage gewirkt. Alle Hausgenossen beeiferten sich, bei Keu-loi gut angeschrieben zu sein; denn hier hieß es: „Wer die Mutter haben will, der muß es mit dem Sohne halten."

Keu-loi war auf jede Weise ungezogen, rechthaberisch, eigensinnig, verschleppte den Dienstleuten ihre Sachen, warf mit Steinen und dergleichen mehr. Und doch war er im Grunde kein schlechter Junge, sondern hatte gute Grundzüge in seinem Charakter. Jetzt saß der Junge viel auf dem Rücken einer richtigen Wasserkuh, und er jauchzte und sprang, wenn sie sich in Bewegung oder gar in Trab bringen ließ. Es kam auch oft genug vor, daß er bei seinen Versuchen, auf der Kuh zu stehen, herunterfiel. Einmal fiel er dabei in einen Schmutztümpel, aus dem man ihn über und über beschmutzt herausziehen mußte. Sein Vater hatte ihm einen kleinen Bogen mit Pfeilen gemacht; dieser machte ihm viel Freude, besonders wenn er jemand damit getroffen hatte. Er nahm auch gern Steine und verfolgte die Hühner oder Enten, die sich auf dem Hofe herumtummelten. Oft spielte er auch mit den größeren Jungen am Bache, wo sie Lehm mit den Füßen kneteten und aus der Masse große und kleine Götzen formten, weibliche und männliche, mit und ohne Bart. Sie wurden dann in der Sonne getrocknet oder wieder in ihre Bestand-

teile aufgelöst. Sehr beliebt war bei den Knaben auch das Knobel- oder Kobelspiel mit Steinchen. Auch das Titschen, daheim mit Spielmarken, hier dagegen mit Geldmünzen aufgeführt, lernte er mit Vergnügen.

---

5. Ein Götzenfest.

Mit dem achten Jahre mußte Keu-loi die Schule besuchen. Die Mutter hätte ihrem Herzensbuben auch gern dieses Leid erspart; aber er sollte doch, wenn nicht Minister, so doch wenigstens ein großer Gelehrter werden. So war es doch nicht gut möglich, die Schule zu umgehen. Da Keu-loi einfach erklärte, „die Schule besuche ich nicht," so machten ihm die Eltern tausend Versprechungen, und so ging er endlich hin. Das Lernen wollte ihm zuerst gar nicht gefallen. Da der Knabe noch jung war, und die Eltern Geld hatten, so wagte der Lehrer nicht, streng gegen ihn zu sein. „Sobald der Verstand kommt, wird der Junge schon selber fleißig sein," sagte der Lehrer immer zu sich selbst, und so ließ er die Kinder gewähren. Er hatte ja auch ein so dürftiges Gehalt; wie sollte er nun noch durch frühzeitige Strenge gegen die Kinder sich um die Gunst der Eltern bringen. Schade nur, daß auch begabte Kinder es erst leider immer zu spät einsehen, wie nötig ihnen das Lernen ist. Keu-loi verbrachte so einige Jahre in der Schule, ohne nennenswerte Erfolge aufweisen zu können. Auch seine Handschrift war nicht die schönste. Von den Klassikern hatte er die ersten Bücher auswendig gelernt; aber das Gelernte saß nicht recht fest.

Als Keu-loi zwölf Jahre alt war, durfte er mit seinem Vater das große Götzenfest in der Stadt besuchen. Dort ging

es aber ganz anders her wie auf jenem Osterfest in Jerusalem, zu dem auch einst ein zwölfjähriger Knabe mit seinen Eltern pilgerte. So ein Götzenfest ist ein richtiges Radaufest, einem Markte oder einer Messe daheim zu vergleichen, auf der es recht bunt hergeht. Keu-lois Füße steckten in schönen weißen Strümpfen und neuen Schuhen. Ferner war er bekleidet mit einer rotseidenen Hose oder besser zwei rotseidenen Hosenbeinen, die oben mit einem Bändchen festgebunden wurden. Dazu trug er einen langen, blauen Kattunrock und darüber eine gelbseidene Weste. Das Haupt wurde gekrönt mit einer neuen schwarzen Mütze, die oben mit einem Korallenknopf verziert war. Der sauber geflochtene Zopf endigte in einem schwarzen Seidenbande, das in drei seidene Troddeln auslief. So sah unser junger Freund recht stattlich aus, und gar mancher arme Junge mit zerrissenen Kleidern und barfüßig sah bewundernd auf die prächtige Gelbweste hinüber.

Zu dem Götzenfeste strömten täglich Tausende zusammen. Auf dem Wege richtete der Sohn verschiedene Fragen an den Vater, die zeigten, daß Keu-loi doch nachdenken konnte. „Du, Vater, bitte, sage mir doch, was hat es eigentlich für eine Bewandtnis mit dem Götzenfeste?“ „Kleiner,“ sagte der Vater, „ein Götzenfest feiert man, damit die Ernte gut ausfällt; ohne ein solches Fest würde die Ernte schlecht geraten. Wenn man den Götzen nicht opfert, dann sind sie böse und rächen sich an uns.“ „Vater,“ fragte der Knabe weiter, „wie viel Götzen giebt es auf dem Feste?“ „Kleiner, der Götzen ist eine große Zahl; das Fest aber gilt allen zusammen.“ „Du, Vater, welcher Götze ist denn am stärksten?“ „Aber Kleiner, was du alles zusammenfragst; wie soll ich das wissen? Der Phang-ku und die Kon-yim sollen sehr bedeutend sein.“ „Ja, ja, Vater, der Phang-ku hat ja Himmel und Erde ausgemeißelt. Ist unser Götze auch auf dem Feste?“ „Nein, Junge, der muß das Haus bewachen.“ „Vater, hast du schon

gesehen, daß die weißen Ameisen unserem Götzen den Arm abgefressen haben; warum läßt sich denn der Götze das gefallen?" „Junge, sei doch nicht dumm; der Götze ist doch aus Holz; wie soll der denn die Ameisen wegjagen?" „Ja, aber Vater, wenn er das Haus bewachen kann, da muß er doch auch sich selbst bewachen und die Ameisen wegtreiben." „Junge, halte deinen Mund, das verstehst du nicht. Wir wollen uns einen neuen Götzen kaufen." „Das ist schön, Vater; muß ich vor dem neuen auch alle Tage räuchern?" „Natürlich, das mußt du sogar morgens und abends thun." „Du, Vater, höre mal zu." „Nun, was hast du schon wieder?" „Vater, haben alle Leute auf der Welt Götzen, die sie anbeten?" „Gewiß, Junge, wir Chinesen haben alle Götzen. Es giebt," fügte er leiser hinzu, „fremde Teufel, die an den Ecken der Erde und in den Wüsten wohnen; die beten keine Götzen an, die haben auch keinen Confucius." „Vater, weißt du, ich möchte einmal gern einen fremden Teufel sehen! Wie sieht der denn aus?" „Junge, sei still; furchtbar schrecklich sieht er aus! Grüne Augen, roten Bart, graue Haare. Sieben Fuß tief können diese Menschen in die Erde sehen; im Wasser dagegen können sie nicht einen Zoll tief sehen. Die Haare wachsen bei ihnen nicht, desto besser aber der Bart. Mit einem solchen kommen sie schon auf die Welt. Sie rasieren sich auch nicht den Kopf, da sie die Kunst des Barbierens nicht kennen. Ihre Kleider sind furchtbar eng, weil sie auf den Leib aufgenäht werden. Deshalb können sie keinen Floh verjagen, wenn er sie beißt. Die fremden Teufel sind sehr böse; sie fangen und schlachten Kinder, aus deren Augen sie Medizin zum Photographieren und Telegraphieren machen. Wenn man ihren Thee trinkt oder ihren Tabak raucht, da ist man bezaubert, behext und glaubt ihre Lehre." „Vater, giebt's hier keinen fremden Teufel? zeige mir doch mal einen, bitte!" „Kleiner, sei still. Zum Glück giebt's hier keinen; aber

es kommen manchmal fremde Teufel hier durch, wenn sie nach Namhyung reisen. Wir wollen den fremden Teufel lieber fangen und totschlagen, das ist besser."

Unter diesen, für den Sohn sehr lehrreichen Gesprächen waren Vater und Sohn auf dem Festplatz angelangt. Große, weite Bambushallen waren in Tempelform erbaut und mit bunten Matten und Papier ausgeschlagen. Unzählige Lampen und Lampions zierten die Hallen und lieferten abends das Licht. An der Seite herum waren große Götzenbilder angebracht, und auf besonders erbauten Altanen und Balkons standen viele in Seide und Gold gekleidete Götzenfiguren. Vor der großen Bambushalle war noch eine kleinere errichtet; diese beherbergte das Theater. Von hier aus erklang fast ununterbrochen die schrille, jeden Chinesen entzückende Musik. Dann traten die Spieler auf in der alten chinesischen Tracht der Könige und Mandarine, wie sie zur Zeit der Mingdynastie Mode war. Fast alle Theaterstücke sind der Vergangenheit entnommen.

Da plötzlich, horch! was ist das? Wie auf einen Wink drehen die Zuschauer ihre Köpfe nach der andern Richtung, selbst die Spieler hören einen Augenblick auf zu spielen. „Was ist das?" so fragen einzelne. „Ein fremder Teufel kommt, ein fremder Teufel!" so geht es von Mund zu Munde. Bald wurden andere Stimmen laut, die schrien: „Schlagt ihn! Kopf ab, Kopf ab!" Keu-loi hatte nur das eine Wort „fremder Teufel" gehört, als er sofort entsetzt aufschrie und sich fest an seinen Vater anklammerte, der ja seinem Jungen nicht lange vorher solche Angst gemacht hatte. Der Fremde schien von den Schmähreden nichts gehört zu haben, oder schien es nicht hören zu wollen. Er kam freundlich näher und zwar gerade auf den Vater des Keu-loi zu. Unter dem Arm trug er eine Menge rot, blau und gelb eingebundener kleiner Büchlein. Mit freundlichem Lächeln bot er seine Glücks-

oder Frohe-Botschafts-Büchlein zum Verkauf aus. „In ihnen," so sagte er, „steht der Weg zum wahren Glück verzeichnet, das ja jedermann sucht, gleichviel, ob er Chinese oder Europäer ist. Glück und Segen kommt allein von dem Gott, der Himmel und Erde, die Menschen und alle Dinge erschaffen hat und erhält. Wie es im Reich nur einen König und am Himmel nur eine Sonne giebt, so giebt es im Himmel und auf Erden nur einen wahren Gott. Dieser wird in der Kapelle verkündigt. Es ist derselbe, den auch die Könige Nyau und Schun anbeteten. Lieben Freunde, ich bin über Länder und Meere gezogen und zu euch gekommen, um euch diesen Gott und seine gewaltigen Thaten zu verkündigen. Lieben Freunde, schimpft doch nicht so, lacht auch nicht verächtlich, beachtet vielmehr, was euer großer Weiser gesagt hat: Suchet das Gute und befolget es. Wenn ihr des Meisters Worte befolgt, so werdet ihr bald finden, daß dies eine gute Lehre ist." Der Tumult und Lärm war so groß geworden, daß der Fremde nicht weiter reden konnte. Einer rief dies, der andere das. „Haut ihn, was will der hier?" „Laßt ihn sein, das ist ein guter Teufel!" „Ach, er will mal unser großartiges Theater sehen." „Ich kenne ihn, er ist ein guter Mensch." So schwirrten allerlei Reden durcheinander. Einige freche Burschen hatten sich an ihn herangedrängt, versuchten ihn zu stoßen und ihm den Hut vom Kopfe zu schlagen. Mit ruhigen Worten ermahnte sie der Fremde, dann zog er sich langsam, ohne nur die geringste Furcht zu zeigen, aus dem Gedränge. Allmählich wandten sich aller Augen wieder dem Theater zu. Keu-loi zitterte noch am ganzen Leibe. „Vater, Vater, ich fürchte mich so sehr." „Fürchte dich nicht, Junge, das war ein freundlicher Teufel, der wagt dir hier nichts zu thun". Für Keu-loi gab es noch gar viel zu sehen, besonders interessierten ihn die Dinge aus dem fremden Teufelsreiche, die doch gar zu

gern gekauft wurden: Lampen, Schirme, Messer, Scheren, Kleiderstoffe u. s. w. Da war auch ein Puppentheater, das viel zum Lachen reizte. Das Fest war noch lange nicht zu Ende, da mußte Keu-loi mit seinem Vater heimkehren. An einem kurzen Bambusstock trug er eine gemalte Papierlaterne, auf der in großen Lettern die Worte „10000 Glücke" standen. In den weiten Rockärmel hatte ihm der Vater eine Anzahl weißer Zuckerkuchen geschüttet, damit er nicht hungern brauchte auf dem Wege. Daheim angelangt, wurde Keu-loi über das Fest ausgefragt. Er hatte Theater, Musik, Lampen, Messer, Affen, alles vergessen. Sein ganzes Sinnen und Denken drehte sich um den fremden Teufel. Und je mehr er erzählte, desto wunderbarer und verworrener wurde die Geschichte von dem Fremden. In der folgenden Nacht schrie er im Traum plötzlich laut auf: „Hülfe, Hülfe, der fremde Teufel kommt!"

---

6. Keu-loi als Ehemann und Hausverwalter. Buddhistische Lügen.

Als Keu-loi 15 Jahre alt war, wurde ihm Schui-nyu nach Landessitte angetraut, d. h. die beiden wurden jetzt thatsächlich als Eheleute verbunden und angesehen, das Stadium vorher war das, was wir Verlobung nennen. Zunächst wurde Schui-nyu die Haartracht umgeändert, da diese bei Frauen und Mädchen ganz verschieden ist. Die Hauptzeremonie ist aber die gemeinsame Anbetung der Ahnen des Ehemannes. Darauf folgte das große Festessen wieder in der Ahnenhalle, in welcher nach seiner Geburt das große Monatsessen stattgefunden hatte. Gegen Abend ging es sehr lustig her.

Die Braut mußte der Sitte gemäß Thee und Kuchen den Männern herumreichen. Jeder legt dafür eine Silbermünze auf das Tablett. Bei dieser Gelegenheit erlaubt es die chinesische Sitte, die Braut tüchtig zu necken und zu ärgern. Das ungleiche Paar bot ja besonders viel Stoff den Witzbolden. Schui-nyu aber nahm alles mit der größten Gleichgültigkeit hin. Ihr war das Lachen und Scherzen ja lange gründlich verleidet worden. Sie dachte während des Herumreichens mehr an den Gemüsegarten und die zwei Schweine, die heute jemand anders hatte füttern müssen.

Keu-loi besuchte auch als Ehemann die Schule weiter. Sein Fleiß und Eifer war jetzt rühmenswert, so daß auch der Lehrer nichts mehr an ihm zu tadeln fand. Besondere Freude bereitete ihm das Dichten und Versschmieden. Er machte Reime auf Mond und Sterne, Blumen und Tau, Berg und Thal, Erde und Himmel u. s. w. Der Lehrer hatte ihn aufgefordert, dieses Jahr mit zum Examen zu gehen, da er im Aufsatz, worauf es ja ankomme, ganz Bedeutendes leiste. Der Lehrer sagte seinen Schülern gern etwas Schmeichelhaftes, besonders wenn sie gut bezahlten. Ach und wer hört so etwas nicht gern? Keu-loi sah sich schon als graduierter Gelehrter, er hörte die verwunderten Reden seiner Dorfleute und sah die neidvollen Augen der Kommilitonen auf sich gerichtet. Nun gar sein Vater, was würde der sagen. Nach bestandenem Examen würde er ihm wenigstens 30 Dollar schenken.

Mit klopfendem Herzen und hohen Erwartungen betrat er seine Zelle in der großen Examenshalle. Die Studenten erhielten ihre Aufgaben und hatten in einer halben Stunde den fertigen oder nicht fertigen Aufsatz abzugeben. So ging es drei Tage hintereinander fort. Als sie wieder nach Hause gingen, wußte Keu-loi, daß er keinen Titel erhalten würde, denn den ersten Aufsatz hatte er nicht ganz fertig geschrieben,

beim zweiten hatte er das Thema nicht richtig aufgefaßt und beim dritten, der sonst sehr gut war, hatte er ein einziges Zeichen falsch geschrieben. Jedoch war unser junger Mann durchaus nicht einer der schlechtesten. Er tröstete sich, wie andere Leute, auch mit dem nächsten Male.

Zwei Jahre nach der ersten Trauung wurde Keu-loi auch der „Große südliche Kürbis" angetraut. Kürbis war erst 16 Jahre alt, aber es giebt viele Mädchen in China, die noch früher verheiratet werden. So hatte Keu-loi zwei Frauen und war nach unseren Begriffen doch erst im Jünglingsalter.

Ganz plötzlich wurde Keu-lois Vater krank. Es war im November, als er eines Tages von einer Reise zurückkehrte und nicht essen wollte. Er klagte über Kopf- und Leibschmerzen. Heftiges Fieber stellte sich bald ein. Der Arzt wurde eilig gerufen. Es war ein alter, weißbärtiger Herr. Nachdem er Thee getrunken und ein in rotes Papier eingewickeltes Geldgeschenk erhalten hatte, wurde er zum Kranken geführt, der laut stöhnte. Der Doktor befühlte den Puls der linken wie rechten Hand und zwar an drei verschiedenen Stellen. Er schüttelte dabei vielsagend mit dem Kopfe und schien nicht recht zufrieden mit der Untersuchung. Dann nahm er den Pinsel und Papier und schrieb das Rezept. Die Medizin wurde gekocht und dem Kranken eingegeben, es waren 4 bis 5 Tassenköpfe voll, aber es trat keine Besserung ein. Der Doktor wurde abermals gerufen, aber der alte Herr ließ sich entschuldigen, denn er ahnte nichts Gutes. Da kam ein andrer und noch ein dritter, die versicherten, es würde sich bald ändern. Sie hatten auch recht, aber es war eine Änderung, die gar schrecklich war. Nach achttägigem Krankenlager hauchte der Kranke seinen Geist aus. Diesen Ausgang hatte niemand erwartet, um so größer war die Klage und das Weinen. Am nächsten Tage schon wurde er hinausgetragen zum Hügel, wo schon Grab an Grab sich reihte. Keu-loi mit seiner Mutter und seinen beiden Frauen

gingen gesenkten Hauptes, in lange, härene Gewänder gekleidet, hinter dem Sarge her. Die Frauen schrieen so laut und kläglich, daß auf dem Wege viele stehen blieben. Sie wollten einen guten aber schwachen Mann begraben. Zum Begräbnis waren acht Musiker engagiert, die ihre lauteste und schrillste Musik hören ließen. Beständig wurde Feuerwerk abgebrannt, die Sargträger schrieen laut und schimpfend durcheinander. Oftmals setzten sie den aus vier gewaltigen Bohlen gefertigten, schweren Sarg hin, um einen Augenblick auszuruhen. Mit um so größerem Geschrei wurde er dann wieder aufgenommen. Vor dem Sarge her ging ein buddhistischer Mönch. Er wollte mit seinen Messen und Gebeten die arme Seele vom Richter der Unterwelt erlösen, oder diesen wenigstens bewegen, eine gelindere Strafe zu vollziehen. Die Zeremonie am offenen Grabe zeichnete sich erst recht durch eine große Hast aus. Man sah es den Leuten an, wie sie schnell hinweg wollten vom Grabe, wie Furcht und Angst vor den bösen Geistern sie peinigte. Kurz, es war ein Begräbnis ohne Hoffnung, ein Sichverlieren auf ewig. Wie ganz anders verläuft doch ein christliches Begräbnis. Möchten viele Chinesen dies recht bald erkennen.

Das Begräbnis hatte über 150 Dollar gekostet, damit war das Bargeld, was im Hause war, fast aufgebraucht. Das Begräbnis wird so teuer durch das zwei bis drei Tage anhaltende Essen, zu dem sich alle Bekannte und Verwandte einstellen. Vorgeschützt wird Teilnahme an der Trauer, trotzdem ist es doch nur ein Gefühl des Magens, das ausschlaggebend ist.

Keu-loi war nun plötzlich Hausherr. Wenn auch seine Mutter die Geschäfte in der alten Weise weiterführte, so war der Sohn doch der offizielle Vertreter des Vaters, denn die Rechte des Vaters werden nicht auf die Mutter, sondern auf den Sohn übertragen. Freilich ließ sich Keu-lois Mutter

auch nicht von ihrem Sohne die Zügel des Regiments aus der Hand nehmen.

Eines Morgens ging die Mutter in den Garten, da sah sie in einiger Entfernung einen großen Frosch sitzen. Derselbe quakte und sah sie mit seinen ausdrucksvollen Augen traurig an. Er sprang auch nicht fort, als die Frau ihm zurief: „Geh weg.“ Die arme und unwissende Frau eilte jammernd und klagend ins Haus. Ja, es war richtig, der Mönch hatte ihr schon gesagt, daß ihr Mann, da er wenig Gutes gethan habe, Strafen zu erleiden haben werde. Das ist es, darum sieht er mich so traurig an, ach, mein armer, guter Mann. „Sohn,“ rief sie, „geh schnell ins Kloster und rufe den Mönch; Vater ist draußen und ist so unglücklich.“ — „Wo denn, Mutter, ist er wieder auferstanden?“ — „Ach wo denn, Junge, er ist in einen Frosch verwandelt, weil er nicht genug Gutes an dem Kloster gethan hat.“ — „Bei dem Barte des Confucius, Mutter, Vater war ein guter Mann, das kann nicht sein.“ — „Hole den Priester, Junge, lauf schnell, der weiß es allein!“ Der Sohn ging und der Priester kam. Sieben Dollars verlangte er für die Beschwörung; er verpflichtete sich aber, der armen Seele dafür die Ruhe zu verschaffen, und sollten auch einige hundert Ceremonien dazu nötig sein. O, ihr betrogenen Leute, ihr wißt nicht, daß ihr einem Halsabschneider in die Hände geraten seid!

Die Mutter hatte in den ersten Jahren nach ihres Mannes Tode noch öfter Erscheinungen desselben. Das kam daher, daß ihre Phantasie durch die buddhistische Verwandlungslehre ganz verwirrt war. Einmal ging sie nach dem Markte, um Gemüse zu kaufen. Da trug ein Mann in einem Korbe zwei junge Hunde an ihr vorüber. Der eine schwarz und weiß gefleckte Köter fing, als er die Frau sah, plötzlich laut an zu winseln. Die Frau ließ vor Schreck ihren Korb fallen. „Er ist's, er ist's,“ rief sie, „er hätte mich sonst nicht so an-

geschrieen. Er sah mich so flehend an; ach, mein armer Mann, ich will dich retten." Sie ging hinter den Hunden her bis zum Verkaufsplatze. Die Thränen standen ihr in den Augen. „Was kostet der Hund? Ich möchte ihn haben; es ist mein verstorbener Mann." Der Mann hatte schon viel Hunde verkauft, aber so etwas noch nicht gehört. Er verstand aber sofort die Nutzanwendung und forderte das Doppelte für ihn. „Du könntest recht haben, der Köter suchte schon bei seiner Geburt so herum, da hat er euch eben gesucht. Na, wie steht's? Ich gehe sonst weiter." Die Frau gab ihm den doppelten Preis und trug den Hund nach Hause. Am andern Morgen führte sie ihr Weg ins Kloster; sie gab dem Mönch ein Geldgeschenk, damit er ihr die Wahrheit sage. Dieser nahm ein altes, vergilbtes, dickes Buch zur Hand, setzte sich die große Krystallbrille auf und blätterte hin und her. Endlich hatte er es gefunden. „Kluge Frau, die du bist, es war ein Glück, daß du den Hund gekauft hast; es verhält sich in der That so. Dein Mann hat drei Verwandlungen durchzumachen. Erst dann wird er eingehen zur lautlosen Ruhe. Die erste war ein Frosch, die zweite ist der Hund, und die dritte wird ein Kalb sein. Du kannst durch Gaben und Opfer die Prozesse abkürzen und erleichtern." Die Frau ging nach Hause, sie freute sich, daß sie auch diesmal recht gehabt hatte. Ihr Sohn war leicht zu Zweifeln geneigt; er sähe es doch wieder mal, wie gut sie alles wüßte. Den Hund pflegte sie mit großer Liebe, und an Futter fehlte es nie. Auch ein Körbchen zum Schlafen hatte sie ihm hingestellt. Alles, was sie vorhatte, besprach sie erst mit ihrem Hunde. Mit der Zeit hatte sie eine solche Freundschaft und Bekanntschaft mit ihm geschlossen, daß sie aus seinen Schwanz- oder Kopfbewegungen, resp. Winseln, die ihr passende Antwort heraushörte. So waren einige Monate vergangen; der Hund gedieh sichtlich und fühlte sich sehr wohl. Das traurige, mürrische Wesen

war ganz verschwunden. Nur wenn das Futter schlechter war als sonst, oder wenn ihm sonst etwas nicht behagte, konnte er wieder sehr mürrisch aussehen. Keu-loi war sehr betrübt über den Ausgang, den es mit seinem Vater genommen hatte. Er selbst hielt ihn für den besten Mann; merkwürdig, daß er erstens kein langes Leben und zweitens noch solche schweren Strafen erhalten hatte. Allerlei Zweifel und Sorgen stiegen in seinem Herzen auf. Er hatte die Klassiker gelesen. Confucius schrieb auch nichts von solchen Verwandlungen; ob das überhaupt so sei? Aber freilich, der Mönch hatte ihm ja gesagt, Confucius habe ja nur für dieses Leben geschrieben. Die Vorgänge nach dem Tode seien ihm nicht bekannt gewesen, dazu sei Buddha berufen worden. Ja, der Mann hatte doch recht. Dann wieder war er mit Freunden und Bekannten zusammen, denen er sein bekümmertes Herz ausschüttete. „Laß dich nicht von dem Bonzen betrügen, das sind Lügen. Mir hat," so erzählte der eine, „ein Bonze gesagt, daß er das selber nicht glaube, aber sie müssen so sagen, sonst ist's ein schlechtes Geschäft." Im Herzen von Keu-loi sah es aus wie in einem vom Sturm gepeitschten Meere. Ein für und wider, ein hin und her, ein Fürwahrhalten und bald wieder Zweifeln; es war ein unerträglicher Zustand für ihn.

Eines Tages traf Keu-loi seine Mutter laut weinend an. Ihr geliebter Hund war ganz plötzlich gestorben, und sie schrie, wie einst bei der Leiche ihres Mannes. In einem Korbe wurde der fette Köter noch am selben Abend hinterm Hause begraben. In derselben Nacht noch wurde es lebendig am Grabe. Zwei Strolche gruben den nicht tief eingescharrten Hund wieder heraus und schleppten ihn seelenvergnügt in den nahen, verlassenen Tempel, wo sie logierten. Im Nu war ein Feuer angezündet, Wasser gekocht, und der Hund, der von Fett strotzte, wurde abgebrüht und dann der saftigste Braten daraus gemacht. Die beiden Kunden hatten es längst auf

den fetten Hund abgesehen. Da sie gar nicht abergläubisch waren, seit längerer Zeit aber keinen ordentlichen Braten mehr genossen hatten, so hatten sie für zwei Pfennig Arsenik gekauft und in ein Stückchen Rindfleisch gerieben und dem Hunde vorgeworfen. Dieser lag gerade in der Sonne und gähnte. Mit Vergnügen fraß er das rohe Fleisch und starb eine halbe Stunde später.

Am andern Morgen ging die bethörte Frau wieder zum Grabe ihres verstorbenen buntscheckigen Hundes. Wer beschreibt ihr Entsetzen, ihre Angst, als sie sah, daß der Hund weg war und nur der Korb in der Nähe lag. Sie rief ihren Sohn, und auch dieser war bestürzt, doch konnte er auch jetzt nicht verhindern, daß Zweifel an solcher Lehre in seinem Innern aufstiegen. Die Mutter eilte wieder zu ihrem Freunde, dem Mönch, und erzählte unter Thränen die Geschichte. Auch er war einen Moment bestürzt, dann aber tagte es in seinem Innern, und Trostesworte kamen über seine Lippen. „Gute Frau" sagte er, „deine Gebete und Opfer haben die Verwandlungs- und Leidenszeit deines Mannes beschleunigt. Es ist kein Wunder, daß der Hund fort ist, dein Mann hat jetzt die dritte und letzte Verwandlung als Kalb angetreten. Du wirst ihn finden, wenn du dich in der Gegend erkundigst, bei wem am Tage, als der Hund starb, ein scheckiges Kalb zur Welt gekommen ist. Kaufe das Kalb und füttere es. Es ist die letzte Strafe, und dein Mann hat dann Ruhe in Ewigkeit." Durch diese Lügen war die arme Frau wieder in neue Unruhe und Angst versetzt. Sie eilte von Dorf zu Dorf und fragte nach dem scheckigen Kalbe. Da sie sich nach dem Geburtstage der Kälber erkundigte, glaubten die Bauern, bei der Frau sei es im Oberstübchen nicht mehr richtig. Sie wußten kaum den Geburtstag ihrer Kinder, wie sollten sie den vom Kalbe wissen?

Endlich nach langen Wochen, sah die Frau auf der Weide eine Kuh mit einem gefleckten Kalbe, das mußte es sein. Sie ging näher und richtig, das Kalb erkannte sie, es blieb stehen und ließ sich streicheln. Sofort erkundigte sie sich nach dem Besitzer der Kuh und suchte ihn auf. Dieser war durchaus nicht willig, sein schmuckes Kalb zu verkaufen, aber schließlich ließ er sich von der traurigen Geschichte das Herz rühren. Die Rührung wurde ihm noch erleichtert durch den hohen Preis, welchen die Frau bot. Das Kalb aber wollte ohne seine Mutterkuh nicht fort, es blökte, was es konnte, und stemmte sich mit allen vier Füßen. Einer schob von hinten, der andre zog am Strick, aber das Kalb wollte nicht. Da bat die geängstete Frau den Bauer, ihr doch auch die Kuh zu verkaufen, damit ihr armer verwandelter Mann doch auch die nötige Milch zu trinken habe. Nur sehr ungern willigte der Bauer ein, dabei lachte ihm das Herz im Leibe über den hohen Preis von 40 Dollar — da hatte er auf einem Brett wenigstens 12 Dollar verdient. Die Kühe wurden reichlich mit Stroh versorgt, sie erhielten auch Kleiensuppe und wurden täglich von Kürbis oder Schui-nyu einige Stunden auf die Weide geführt. Durch all die traurigen Verhältnisse war die sonst so böse Frau etwas weicher und friedlicher gestimmt worden. Sie dachte mit Grausen daran, daß auch sie womöglich einmal in einen Hund oder eine Katze verwandelt werden und als solche womöglich ihrer Schwiegertochter unter die Finger geraten könne. Da würden viel Schläge und wenig Futter ihr Loos sein. Schui-nyu und Kürbis teilten sich in die Haus- und Feldarbeit, doch fiel der Löwenanteil an derselben der ersteren zu.

7. Der verlorene Sohn.

Keu-loi hatte zwei Frauen, aber lieb hatte er keine von beiden. Sie waren seine Sklavinnen, die er befehligte und ausschalt, zuweilen auch schlug. Er war im letzten Jahre 20 Jahre alt geworden und hatte trotz seiner zwei Frauen noch keinen Sohn. Das machte ihm jetzt schon viel Sorgen, und so dachte er bereits daran, sich noch eine dritte Frau zu kaufen. Vor zwei Monaten war er wieder zum litterarischen Examen gewesen und hatte dort viel neue und alte Freunde kennen gelernt. Es waren dies meist Jünglinge und Männer, welche die Weltfreuden bereits bis auf die Neige gekostet hatten. „Du bist ein Träumer," so schalten sie ihn in freundlicher Weise. „Überlaß das Grübeln und Beten den Frauen, du mache dir das Leben angenehm und schön. Komm, laß uns mal ein Lottospiel um Geld machen, das ist ein ausgezeichnetes Mittel, um die Grillen zu vertreiben, das regt Leib und Seele an." Keu-loi hatte oft das Geldspiel gesehen, selber aber noch nicht gespielt. Es war etwas in ihm, das sträubte sich sehr gegen das Spiel. Als er sich weigerte, da wurde er erst recht ausgelacht. Keu-loi ließ sich zureden, er spielte zuerst uninteressiert, bald aber wurde er wärmer dabei, und schon nach einigen Wochen war er ein leidenschaftlicher Spieler, der große Summen einsetzte und verlor. „Mutter, gieb mir Geld, ich habe im Spiel verloren! „Aber Kind, seit wann spielst du denn, was ist denn in dich gefahren? Thue das ja nicht wieder." Die Frau gab ihm die ersparten Dollars, und Keu-loi gelobte nie wieder zu spielen. Nach kurzer Zeit hatten ihn die Freunde wieder verführt. „Eh, hast wohl von deinen Edelstein-Frauen Haue bekommen, was? Das bischen Geld, was du da brauchst, will die Frau Mutter nicht mal herausrücken? Du bist doch kein Kind mehr." Der graduierte

Herr Ho fuhr fort: „Lieber Freund, nach einem Verluste aufzuhören, ist sehr thöricht. Man muß spielen, bis man eine namhafte Summe gewonnen hat, dann ist es Zeit, aufzuhören. Sieh, Herrn Kapau, der hat voriges Jahr in einer Nacht 900 Dollar gewonnen. Dieses Geld hat er verborgt und lebt aufs beste von den Zinsen." So spielte Keu-loi weiter; oftmals gewann er eine geringe Summe, um bald darauf eine größere zu verlieren. Neben dem Geldspiel wurde der junge Mann auch noch zu andern Lastern verleitet. Die Freunde hatten nächtliche Gelage, zu denen sie sich Sängerinnen und Tänzerinnen kommen ließen. Bei ihren nächtlichen Orgien wurde viel Wein getrunken und kostbares Zugemüse gegessen. All das verschlang viel Geld, und da die Mutter kein bar Geld zu haben meinte, so nahm der Sohn ohne Wissen der Mutter eine Hypothek nach der andern auf das Grundstück auf. Kaum waren zwei Jahre seit seinem ersten Spiel ins Land gegangen, da war das schöne, ertragsreiche Gut seines Vaters über und über mit Schulden belastet. Keu-loi war oft sehr traurig darüber, besonders, wenn er seine alte Mutter ansah und warnahm, wie die Runzeln und Falten in ihrem Gesichte mit jedem Tage tiefer wurden. Aber der Spielteufel hielt ihn zu fest in seinen Krallen. Selbst an seine Studien dachte er nicht mehr viel. Der Spieltisch war sein Studientisch, die Karten seine Bücher. Sein Inneres glich einem zerrissenen Krater, von Leidenschaften aller Art wurde sein Herz gepeinigt.

Eines Tages, als Keu-loi unruhig und ruhelos in seinem Zimmer saß, forderte ihn ein Freund, der Opium rauchte, auf' doch eine Pfeife zu rauchen. „Es ist echter indischer, der absolut unschädlich ist. Die Stürme deines Innern werden sich darnach bald legen, und Ruhe und Frieden wird bei dir einkehren." „Ich danke, ich rauche nicht, ich fürchte mich vor der Sucht," war Keu-lois Antwort. „Aber, lieber Freund,

du sollst ja gar nicht so viel rauchen, daß du die Sucht bekommst, bewahre, nur ein Pfeifchen zur Beruhigung. Du kannst ja jederzeit die Pfeife aus der Hand legen, wenn du genug hast. Der Mensch, als Seele des All', kann alles thun und alles lassen, er ist stets der Herr, nie der Knecht. Nur das Zuviel ist vom Übel. Der rechte Gebrauch steht uns zu. Die 10000 geschaffenen Dinge, zu denen auch das Opium gehört, stehen zu unserer Verfügung, ja sie sind um unsertwillen da. Sieh auf mich, ich rauche beinahe zehn Jahre lang und habe immer Maß zu halten gewußt." So sprach Herr Li, mit von Opium trunkener, lallender Zunge. Keuloi war noch nicht überzeugt, aber aus Anstand gegen Herrn Li, der eine so lange Rede um seinetwillen vom Stapel gelassen hatte, mußte er schon eine Pfeife rauchen. Auch zu einer zweiten ließ er sich noch bereden. Der Dampf, der mit dem Munde eingesogen, hinunter geschluckt und wieder durch die Nase ausgestoßen wird, schmeckte bitterlich-süß und schien ganz unschuldig. In der That währte es nicht lange, und es wurde ihm ganz wohl und leicht zu Mute. Die trübselige und gedrückte Stimmung wich, das Ängstliche seiner Gesichtszüge machte einer buddhamäßigen Ruhe Platz. Nachdem er mit Vergnügen noch ein Täßchen Thee getrunken hatte, schlief er ruhig und süß ein. Als er erwachte, da deuchte es ihn, als hätte er seit lange nicht mehr so gut geschlafen. In den nächsten Tagen, sobald das unruhige Gewissen unsern jungen Mann quälte und ängstigte, da griff er wiederum zur Opiumpfeife, und es wurde jedesmal besser. Er lernte einsehen, daß Opiumrauchen, mit Maß betrieben, doch eine ausgezeichnete Wirkung auf den ganzen Körper ausübe. Die seelischen Kräfte werden angenehm angeregt, und vor allem bleibt die Trauer und Sorge fort. „Ich will," so sprach er zu sich selber, „das Rauchen mit Verstand betreiben. Zwei bis drei Pfeifen auf einmal soll genug sein, so kann ich nie der Sucht ver-

fallen." Hatte er die zwei Pfeifen geraucht und das Opium-schläfchen gemacht, so stand er auf, sah nach diesem und jenem und nahm auch ab und zu am Geldspiel teil. Doch kam es ihm vor, als sei er dabei viel ruhiger, ja als habe er auch keine so großen Verluste mehr. Der arme Mann wußte nicht, daß das Opiumgift schuld an seiner Gleichgültigkeit war.

Keu-loi hielt Wort. Er rauchte nie mehr als zwei bis drei Pfeifen und glaubte stolz darauf sein zu können. Leider merkte er in seiner Opiumglückseligkeit nicht, daß sich die Pausen des Nichtrauchens immer mehr verkürzten. Er bekam die Sucht nicht, da er immer sofort das nötige Gift zu sich nahm. Sünde ist Selbstbetrug. Da er auch jetzt das Geld-spiel nicht lassen konnte, so ging es rapide abwärts mit ihm. Seine sonst so gesunde Farbe machte mehr und mehr einem schmutzigen Gelb Platz. Die Elasticität seines Körpers wich einer beständigen Müdigkeit und Schwäche, und gegen diese gab es kein anderes Mittel als wieder Opium. Mit Recht heißt deshalb ein solcher Mensch ein Opiumsklave. Keu-loi wußte längst, daß er ein solcher sei, aber er wollte und durfte es nicht eingestehen. Große, innere Kämpfe zerrissen seine Seele in Stunden, wo er mehr nüchtern war, oder wenn er die Folgen seines Thuns tragen mußte. Die Mutter ermahnte ihn mit Schelten und Weinen, besonders das Spiel aufzu-geben. Die beiden Frauen waren mißmutig und widersetzten sich ihm. „Wir müssen uns schinden und du bringst alles durch." Keu-loi ward es deshalb immer unheimlicher in seinen vier Wänden, und er kam nur noch selten heim. Einen Sohn erwartete er bis zur Stunde ja auch vergeblich. Schui-nyu hatte ihm im letzten Jahre eine Tochter geboren. Der Vater war darüber so enttäuscht und ärgerlich, daß er seiner Frau heftige Vorwürfe machte. Das kleine Mädchen aber schenkte er nach vier Wochen einer Nachbarin als Schwiegertochter. Diese erzog es mit dem eigenen, vier Wochen älteren Knaben,

des Mädchens zukünftigem Gatten. Beide Kinder tranken eine Mutterbrust. Diese heidnische Unsitte hat in den hohen Geldpreisen für die erwachsenen Mädchen ihren Grund. Die Eltern können den gewöhnlichen Preis von 120 bis 150 Dollar für ein 12- bis 15jähriges Mädchen nicht aufbringen, und so lassen sie sich ein vierwöchentliches Mädchen schenken, das kostet ihnen etwa nur 2 bis 5 Dollar.

Keu-loi kam immer tiefer ins Elend. Nur noch sehr wenig Feld war übrig, es war nicht mehr genug, die Familie zu erhalten. Borgen wollte ihm kein Mensch mehr, die anständigeren Leute zogen sich mehr und mehr von ihm zurück. Der Mann sah ein, es gehe so nicht weiter, aber er hatte keine Kraft. Vom Studium war längst keine Rede mehr. Ach, es war eine Qual, dieses Leben, besonders wenn in der kleinen Hornbüchse kein Opium mehr war. Auch seine Kleider sahen abgerissen und unsauber aus. Oft dachte er daran, die eine Kuh zu verkaufen und nur die inzwischen herangewachsene buntscheckige zu behalten. Aber die alte Mutter wachte ängstlich über die beiden Kühe. Sie glaubte fest daran, daß sie sich durch die Pflege ihres ehemaligen Mannes das ewige Heil erkaufen werde. Eines Tages lag Keu-loi rauchend auf seinem schmutzigen Bette. Mechanisch erfaßte seine Hand ein gelbes Büchlein, das ihm früher der Mönch mitgegeben hatte. Es war eine Abhandlung über die gnadenreiche Göttin der Barmherzigkeit. Er schlug auf und las. Da war der Lebenslauf der gnadenreichen Göttin verzeichnet. Schon als Mädchen hatte sie viele Extravaganzen. Sie wollte sich durchaus nicht durch Heirat binden, obwohl sie sehr gern mit Männern verkehrte. Es war der göttliche Drang schon von Jugend auf in ihr. Ihre übermenschliche Kraft wurde offenbar durch folgenden Vorfall. Eines Tages wurde in jener Gegend Gericht gehalten über Räuber, und eine Anzahl derselben wurde hingerichtet. Ein junger, schmucker

Räuber wollte in seiner Todesangst dem Scharfrichter seinen Nacken nicht darbieten. Da sah er in seiner Nähe die ihm von früher wohlbekannte Kon-jym und rief sie um Hülfe an. Diese, von Mitleid mit dem schönen, jungen Mann ergriffen, berührte seinen Nacken, da ward derselbe so hart, daß kein Henkersschwert hindurch ging, so viele auch versucht wurden. Das war die erste große That der Jungfrau. Seither hat sie unzähligen Menschen in ihren mancherlei Nöten geholfen, und niemand bleibt unerhört, der sich gläubig an sie wendet. Dann folgten mehrere Lieder und Gebete zum Preise der Kon-jym, und das Büchlein schloß mit einer Aufforderung an alle Leser, Kon-jym als ihren Gott anzunehmen. Keu-loi wurde davon berührt. Ja, wenn das wahr ist, dann will auch ich sie mir erküren. Er hatte gar bald das kleine Büchlein auswendig gelernt und betete des Morgens und Abends die vorgeschriebenen Gebete her. Bald dichtete er auch Lieder zu Kon-jyms Preise, die er im Götzentempel anheftete. Andere Bücherleser antworteten darauf, und so kam es, daß sich ein lebhafter Kon-jym-Kultus entwickelte. Eins seiner Lieder lautet in der Übersetzung:

Du heilige und hehre, benedeite Jungfrau du,
Ich preise dich und ehre und küsse deine Schuh'.
Gewaltig und erhaben sitzt du auf deinem Thron,
Besitzest alle Gaben, verteilest Gnadenlohn.

Ich lieg' vor dir im Staube, hilf mir aus meiner Not,
Damit ich seh' und glaube, mach' reich mich, gieb mir Brot.
Ich will in fernen Zonen verkünd'gen deinen Ruhm
Und will dir's reichlich lohnen, ich bin dein Eigentum.

Keu-loi glaubte für eine kurze Zeit selber, es müßte nun besser mit ihm werden. Bald aber mußte er wieder einsehen, daß das ein großer Irrtum gewesen war. Auch die Kon-jym konnte und wollte nicht helfen, das war das Schlußergebnis dieser Periode.

Mit leeren Taschen, hungrigem Magen und mit nach Opium lechzenden Augen schlenderte er eines Tages wieder zum Wochenmarkte. Er wußte nicht, wie er seine Wünsche befriedigen sollte. Er suchte sofort die größte Spielhölle auf. Da er selber kein Geld hatte, so suchte er von denen, die Geld gewannen und ihm von früher noch Geld schuldeten, kleine Beträge einzutreiben. Auf diese Weise verschaffte er sich das notwendigste Gift, im Grunde war es nichts anderes als Bettelei. Keu-loi hatte gerade wieder einen Glücklichen am Rockärmel angefaßt, um sich von ihm 50 Käsch geben zu lassen, da trat ganz unerwartet der Missionar in die Spielhölle ein. Seit kurzem war er am Orte angezogen, und da er von einem Spieler eine ihm verdächtige Bemerkung gehört hatte, so wollte er selber nachsehen, ob er etwa Bekannte hier vorfände. Er konnte aber unter den etwa 200 Menschen, die um etwa 40 Spieltische gruppiert waren, niemand entdecken. Eine Anzahl Leute, die ihn kannten, riefen ihn an: „Na Pastor, willst du auch ein Spielchen machen?" „Nein", riefen andere, „er will sich umsehen, ob etwa Gläubige hier sind! Warum dürfen denn Gläubige nicht spielen, das Spielen ist doch ganz gerecht?" Der Fremde erklärte ihnen, warum Spielen Unrecht und Sünde ist, und wie viel Unglück dadurch in der Welt angerichtet wird, wie viel Familien brotlos, wie viele Leute dadurch zu Dieben und Taugenichtsen erzogen werden. „Seht, Leute, ihr seid hier etwa 200 Personen. Jeder von euch will gewinnen, nicht wahr? Das ist aber unmöglich, es kann nur die kleinere Hälfte oder gar der dritte Teil von euch gewinnen; die größere Hälfte muß verspielen. Die Verspielenden sind voller Haß gegen die Gewinnenden. Nirgends kommt so viel Schlägerei vor wie hier, das wißt ihr alle. Ihr alle spielt schon so lange, wie kommt es, daß ihr immer noch arm seid?" Viele lachten und sagten, „beim Spielen wird unter Tausenden kaum einer reich, aber arm

werden viele." „Nun, Leute, dann arbeitet doch lieber, die Arbeit wird von Gott gesegnet. Ihr habt ein bestimmtes, wenn auch kleines Einkommen, und eure Frauen und Kinder brauchen nicht zu hungern." „Ach, Fremder, du weißt das nicht, es ist für uns sehr schwer, loszukommen vom Spielen und Opiumrauchen, dazu giebt es hier nicht mal Arbeit für die, die wirklich arbeiten wollen."

„Leute, daß es sehr schwer ist, loszukommen von all den Ketten und Banden, das weiß ich schon. Mit unsrer Kraft ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren. Aber seht, der große und allmächtige Gott hat vor Zeiten der Welt einen Heiland und Erlöser gesandt, sein Name ist Jesus. Wer an ihn glaubt und seinen Fußstapfen nachfolgt, der erfährt seine Hilfe und kommt los." Auf den Spielgötzen weisend, sagte er, „die Götzen natürlich, wie dieser hier, können euch nicht helfen, obgleich ihre Zahl Legion ist. Gerade die große Menge beweist ja das. Die alten taugten nichts, da schuf man neue, da die neuen sich auch als nutzlos erwiesen, so wurden wieder andre ersonnen." Plötzlich streckte Keu-loi sein Haupt empor und rief: „O, bitte zu bedenken, Phang-ku und Kon-jym, sollten die etwa nicht allmächtig sein? Phang-ku hat Himmel und Erde geschaffen!" „Lieber Freund, du mußt bedenken, daß zu Phang-kus Zeit schon lange Himmel und Erde da war. Und dann bedenke, wie soll es möglich sein für einen, der noch zehnmal so groß war wie Phang-ku, den Himmel auszumeißeln, oder weißt du vielleicht, wie lang der Meißel, den er brauchte, war? Kon-jym, meinst du, ist allmächtig, kennst du die Geschichte der Jungfrau?" „Gewiß," rief er, „die ist allmächtig und gut!" „So," sagte der Fremde, „schade nur, daß sie dich so im Stich gelassen hat, du siehst gerade nicht so aus, als hätte sie dich so sehr beglückt." Ein großes Gelächter entstand, und der Fremde fuhr fort: „Bitte, lerne doch einmal den Christengott kennen, lies und höre erst einmal,

ehe du redest. Siehe, wenn unser Gott nicht besser wäre wie deine Kon-jym, dann wollte ich morgen wieder ins westliche Land reisen. Hier hast du ein Büchlein, das handelt von dem wahren Gott, bitte, siehe und denke es durch." Das war das zweite Mal, daß Keu-loi einem Fremden gegenüberstand, ja, der Fremde hatte sich diesmal fast nur mit ihm unterhalten. In seinen Händen hielt er den Traktat, er steckte ihn aber bald ein. Als der Fremde fort war, schämte er sich, daß er nicht schärfer mit ihm disputiert hatte. „Gewiß hat der Fremde," so schloß er, „an meiner ärmlichen Kleidung nicht den Bücherleser erkannt. Freilich, recht hat der Mann, die Sünde ist der Leute Verderben. Wenn der erst wüßte, wieviel Geld ich verspielt habe und wie ich alle ins Unglück gebracht habe! Daß der Götzendienst nichts nütze ist, mag auch wahr sein. Was geht das aber die fremden Teufel an, was wir Chinesen machen. Eine Frechheit ist es von ihnen, uns belehren zu wollen. Aus dem Lande müssen sie gejagt werden." So hielt Keu-loi allerlei Selbstgespräche, aber er konnte die Stimme in seinem Innern nicht los werden, die da ganz deutlich rief: „Der fremde Mann hat recht." „Ich will einmal mich genauer erkundigen, wie es in der Kapelle zugeht und was sie da treiben," sagte er.

8. Die verlorene Tochter.

Als Keu-loi an diesem Tage nach Hause kam, hörte er zu seinem großen Entsetzen, daß seine jüngste Frau Kürbis fortgelaufen sei. Diese Frau hatte auch ein Elendsleben im Hause ihres Mannes durchgemacht. Jung, nach Liebe und Glück verlangend, hatte sie nie Liebe erfahren, ja nicht ein-

mal freundliche Worte gehört. Arbeit von früh bis spät, Schelte und Tadel Tag aus und ein. Einen Sohn nannte sie auch noch nicht ihr eigen, so verband sie kein einziges festes Band mit dem Hause ihres Gatten. Wie aber war es zu der Flucht gekommen?

Seit einiger Zeit bereiste ein junger Kaufmann aus Kajin-tsu diese Gegend. Er trug an einer Tragstange zwei Glasschränkchen, in deren vielen Fächern lauter für Frauen nützliche und begehrliche Dinge lagen. Seide zum Sticken in allen Farben, Zwirn, Knöpfe, Messer, Scheren, Schmucksachen u. s. w. Diese Kaufleute sind gefürchtet überall, da es öfter vorkommt, daß sie Frauen entführen. Der junge Mann hatte mit schnellem Blick erkannt, daß Kürbis wenig Liebe zu ihrem Manne oder Hause hatte. Dazu war die Frau noch jung und hübsch, sie war noch eine begehrliche Partie zu nennen. Jedesmal, wenn er ihr Zwirn, Bändchen, Knöpfe oder eine Nadel verkaufte, wechselte er einige Worte mit ihr. Das geschah häufiger und häufiger, und gar bald hatte sich ein Liebesverhältnis zwischen den beiden entwickelt. „Warum sollst du hier ewig Not leiden, die Alte schilt dich, dein Mann schlägt dich, du mußt zerrissene Kleider tragen, schwer arbeiten, niemand hat dich hier lieb. Ich habe noch keine Frau und habe dich über alles lieb. Komm mit, sei mein Weib, mein Edelstein, du sollst es gut haben, ich kaufe dir schöne Kleider, du brauchst keine Feldarbeit zu thun, ich verdiene als Kaufmann genug für uns beide. Hier hast du nicht einmal satt zu essen.“ Die Frau wollte noch nicht, es war ihr doch ängstlich zu Mute. Der Kaufmann aber betäubte sie förmlich mit Worten, so daß sie einwilligte. „Wir fliehen am nächsten Markttag,“ hatte er ihr gesagt. „Dein Mann ist nicht zu Hause; bis er wiederkommt sind wir in Sicherheit.“ Zur festgesetzten Stunde fand sie sich mit einem Bündel unter dem Arm ein, und beide eilten schleunigst weiter. Am Flusse angekommen, bestiegen

sie ein Schiff und fuhren schnell stromabwärts, wie sie meinte, der neuen Heimat zu. Der Kaufmann hatte ihr viel vorgelogen, wie schön und großartig es daheim sei, und sie hatte alles geglaubt. Ach, arme Kürbis, wie wird dir's gehen! Dein Verführer ist geübt darin, Frauen den Kopf zu verwirren. Er hat schon Hunderte von Dollars bei dem Geschäft verdient. Du bist zwiefältig betrogen. Nach etwa zehntägiger Schifffahrt führte der Kaufmann seine entführte Frau in ein gut eingerichtetes Haus der großen Stadt. Es wurde ihr Thee und Kuchen vorgesetzt. „Hier bleiben wir einige Tage," sagte er, „bis ich ein Schiff zur Weiterreise gefunden habe." Es kamen Bekannte zu dem Kaufmann, denen er seine schmucke Frau vorstellte. Bald darauf ging er aus und kaufte für Kürbis einen neuen, feinen Anzug, ein silbernes Armband wie Haarschmuck. Kürbis sah das alles mit leuchtenden Augen an, sie war so dankbar und glücklich. Sie glaubte ganz fest an ihren Mann und hoffte an seiner Seite auf ein Leben voller Freude und Glück. Fing der kleine tickende Wurm in ihrem Innnern manchmal an zu mahnen, so wußte ihr Entführer sie schnell wieder zu beruhigen. Arme Frau, wenn du wüßtest, daß all der Staat und Schmuck nur der Schmuck für ein Schlachtopfer ist. Ja, wenn du wüßtest, daß du alles von deinem eignen Gelde bezahlst, obwohl du kein Geld hast! Ihr Mann kam meist nur abends nach Hause und dann war er immer vergnügt. An einem Abend brachte er eine große Summe Geld mit, Kürbis war ganz erstaunt, daß sie so einen reichen Mann hatte. „Ja," sagte er, „ich bin Kaufmann, ich habe heute ein Geschäft abgeschlossen. Weißt du, Liebling, ich werde heute auf zwei Tage verreisen, sobald ich wiederkomme, reisen wir sofort weiter zu meinen Eltern." Drinnen in der Kammer nahm er noch zärtlichen Abschied. „Während meiner Abwesenheit wird mein Freund für alle deine Bedürfnisse sorgen." Es war derselbe, dem sie vor einigen Tagen

vorgestellt worden war. Der Kaufmann verreiste, kam aber nach zwei Tagen nicht zurück, auch nicht nach fünf und sechs Tagen. Jetzt stieg eine namenlose Angst in ihrem Herzen auf, sie weinte und wollte nichts essen, wenn ihr Mann nicht wiederkäme. Da kam der Freund ihres Mannes und bat sie, sich zu fassen. Der andre sei ja gar nicht ihr Mann gewesen. Sie sei jetzt sein Eigentum, hier sei der Kaufvertrag. Ihr vermeintlicher Mann habe sie für 150 Dollar verkauft. Bei ihm würde sie keine Not leiden, an schönen Kleidern und gutem Essen würde es nie fehlen. Wie vom Donner getroffen war Kürbis bei dieser Eröffnung, herzzerbrechend war ihr Schreien, sie schrie, bis sie nicht mehr konnte, aber es half ihr alles nichts, die Reue kam zu spät. Das ist das Elend des Heidentums!

Keu-loi hatte die Flucht und Entführung seiner Frau bekannt gemacht und 20 Dollar, später sogar 40 Dollar Finderlohn dafür ausgesetzt. Er selber hatte auch einige Tage gesucht und ihre Spuren bis zum Fluß verfolgt, jedoch mußte er unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Ärger, ohnmächtige Wut, Verzweiflung, tiefe Niedergeschlagenheit ermatteten ihn abwechselnd. Er schwor, Kürbis auf der Stelle zu töten, wenn er sie antreffen würde. Zu Hause angelangt, nahm er seine beste Schlafdecke und trug sie ins Pfandhaus, um Opium zu kaufen und seinen Zorn darin zu betäuben.

Die alte Mutter raufte sich das weiße Haar und rief laut gen Himmel weisend: „Wehe, wehe, eine brennende Fackel ist aus dem Himmel auf uns herabgefallen. Wir sind die unglücklichsten Menschen in den 18 Provinzen.“ Keu-loi stand erschrocken still. Wie sollte es nun weiter gehen. Ein halber Bettler war er ja schon. Auf alle Fälle mußte er jetzt etwas verdienen, wenn er nicht ganz zu Grunde gehen wollte. Da das chinesische Neujahr wieder nahe war, so beschloß er, nach demselben eine Schule zu eröffnen. Leider hatte er nicht be-

dacht, daß Väter, auch wenn sie selber Opium rauchen und Spieler sind, doch nicht wollen, daß ihre Kinder dasselbe lernen sollen. Deshalb wagte niemand, sein Kind in die Schule von Keu-loi zu schicken. Mit Recht fürchteten sie, daß die Kinder ein schlechtes Vorbild an ihm haben würden. Keu-loi schämte sich tief, es war dies ein Mißerfolg, wie er kaum größer gedacht werden konnte. Aber Geld mußte er schaffen, gleichviel wie. Es blieb ihm also nur der eine Weg übrig, den so viele verkommene Existenzen einschlagen, nämlich ein Wahrsager zu werden. Die nötigen Formeln hatte er sich bald angeeignet. Da die Hauptsache dabei doch der Betrug ist, so sah man ihn bald darauf an einem Tische sitzen und den Leuten aus der Hand wahrsagen. Für ungefähr 5 Pfennig sagte er jeder Frau und jedem Manne so viel als sie nur zu hören wünschten. Er kannte die schwache Seite der Leute, daß sie immer nur Gutes hören wollten, und er richtete demgemäß seine Prophezeiungen ein. So verdiente er doch an jedem Markttage rund 1 Mark und brauchte nicht betteln zu gehen. Die Wahrsager sind sämtlich arme, verachtete oder verkommene Leute. Dies muß man erwägen, dann wird man verstehen, wie sehr heruntergekommen der einst so geachtete, wohlhabende Mann war.

9. Das Morgenrot eines neuen Tages.

Es war an einem Markttage. Tausende von Chinesen drängten und wälzten sich durch die engen Straßen. Keu-loi saß wieder auf seinem gewohnten Platze und pries seine Kunst jedermann an. Ein Bauer stand vor ihm und ließ sich die Zukunft beschreiben. Mit einem Male sah Keu-loi den Mis-

sionar vor seinem Tische stehen. Keu-loi wußte selber nicht warum, und doch erschrak er, und es war ihm unangenehm, daß der Fremde ihn gerade hier antraf. „Jetzt gilt es gerade fest und sicher zu sein und sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen," so sprach er zu sich selber. Um so lauter, wenn auch etwas unsicher, fuhr er in seinem Spruche fort. „Hüte dich," sagte er, „vor jedem 16. des Monats; an einem solchen droht dir Unheil. Du kannst das Unglück aufhalten durch gute Werke, wie z. B. Papieraufleſen. Beim Spiel vermeide das K-Aß; ich empfehle dir die G.-E.-Art; dann wirst du sicher gewinnen. Dein Aussehen ist das eines tüchtigen und aufrichtigen Menschen mit vorzüglicher Begabung, nur habe etwas mehr Ruhe. Mit den Frauen hast du Glück; der jüngeren traue ganz; inbezug auf die ältere sei vorsichtig." „Herr," sagte der Bauer, „ich habe ja bloß eine, und Geld, um eine zweite zu heiraten, habe ich nicht." Der Wahrsager wurde rot im Gesicht, wieder eine Blamage diesem Fremden gegenüber. „Ja, ja," fuhr er fort, in sein Buch blickend, „du hast nur eine; ich habe falsch gesehen. Von deinen Eltern," fuhr er zum Bauer gewendet fort, „wird der Vater die Mutter überleben." „Herr," sagte der Bauer, „der Vater ist schon tot; die Mutter lebt bloß noch." „Dumme Geschichte, ich versehe mich heute immer; ganz recht, ich wollte sagen, deine Mutter wird den Vater weit überleben. Du wirst," so schloß der in die Zukunft zu schauen vorgab, „drei Söhne und zwei Töchter hinterlassen und ein sicheres Vermögen von 3000 Dollar." Man wird sich denken können, welch eine herrliche Aussicht es für einen armen Schlucker ist, wenn er hört, daß er 3000 Dollar sparen wird. Er zahlt noch einmal so gern seine fünf Pfennig, auch wenn er weiß, daß die 3000 Dollar nicht so genau zu nehmen sind.

Der Fremde streckte seine Hand hin und sagte freundlich: „O, du bist ja der Freund aus der Spielhölle; hier ist meine

Hand; kannst du auch mir die Zukunft verkünden?" „Nein, Herr," sagte der Wahrsager, „für Leute aus dem Westreiche bin ich noch nicht eingeübt." „Nun, ich wollte fragen, hast du den Traktat schon gelesen, den ich dir gab?" Ganz verlegen sagte er: „Ich habe hinein gesehen." Der Missionar aber sah es ihm an, daß er ihn noch nicht gelesen hatte. „Nun, du hast gewiß noch keine Zeit gehabt; aber vielleicht hast du jetzt bald Zeit dazu? Nun, wie stets um meine Zukunft?" „O, ihr Fremden seid alle sehr reich, und so wohnt das Glück bei euch!" „Herr Jap," erwiderte der Missionar, „glaube ja nicht, daß die Fremden alle sehr reich sind, und glaube ferner nicht, daß das wahre Glück mit dem Gelde zusammen sein muß. Du kennst doch das chinesische Sprichwort: das gelbe Gold hat keinen Wert; aber der Friede und die Freude wiegt tausend Goldstücke auf. Willst du nicht mal nach meiner Kapelle kommen; ich möchte gern mit dir einmal ausführlicher darüber sprechen. Außerdem besitzen wir Bücher, die große Aufschlüsse über die Zukunft geben und die über den Weg zum höchsten Glück die Leute unterrichten. Lies doch auch den Traktat; ich möchte gern wissen, wie er dir gefällt. Deine Meinung bitte ich mir offen zu sagen. Ich sehe es dir an, daß du nicht zufrieden bist mit deinem Geschäft. Gottes Wort kann überall Rat schaffen." „Ich werde mir erlauben, zu kommen, so bald ich hier fertig bin," erwiderte jener. Es war etwas in seinen Mienen; das zeigte dem Missionar, daß ein großer Kampf im Innern stattfand, daß ein gewaltiges Für und Wider in seinem Gewissen erwacht war. Der Missionar hatte etwas Hoffnung für ihn, denn er sagte sich: Der Mann ist ein ehrlicher Heide ohne Falsch; er heuchelt nicht, was er nicht empfindet. Gott gebe, daß er zum Durchbruch kommt, dann kann noch etwas Rechtes aus ihm werden zur Ehre Gottes. Sobald Keu-loi zu Hause angelangt war, rauchte er in Hast seine zwei Pfeifen; dann suchte er den

Traktat, den ihm der Missionar gegeben hatte, um ihn zu lesen. Es war eine Abhandlung über den alleinigen, wahren Gott, der sich geoffenbart hat in seinen Werken, in der Schöpfung, Regierung und Erhaltung der Welt und jedes Menschen. Am herrlichsten hat er sich geoffenbart in Jesu Christo. Abfall von Gott ist darum die größte Thorheit und Sünde; sie hat in ihrem Gefolge nichts als Elend und Jammer. Wir müssen zu Gott zurückkehren, Buße thun, der Sünde absagen und in einem neuen Leben wandeln. Doch das kann der Mensch nur durch die Gnade Christi und die Hülfe des heiligen Geistes. Dieses gnadenreiche Evangelium wird von den Missionaren hier in China bekannt gemacht. Darum müssen alle, die es hören, ihre blinde Feindschaft einstellen und sich belehren lassen über das Christentum.

Das Ergebnis für Keu-loi war folgendes: „Hum," sagte er, „wenn die Lehre der Fremden wirklich so ist, wie ich gehört habe und wie hier geschrieben steht, dann ist sie thatsächlich viel besser als ihr Ruf, und die umlaufenden Gerüchte sind erlogen. Ich will die Augen offen halten und mich erkundigen, auch selber hingehen. Thatsache ist es, daß die Fremden ein Herz für uns haben. Was haben sie für Vorteil davon, daß sie uns bekehren wollen, es kostet sie doch eine Menge Geld; hat mich je ein Chinese so liebevoll und ernstlich ermahnt? nein! Für mich wäre es ein großer Segen, wenn ich zu ihnen ginge — schon wegen des Spielens und Opiumrauchens."

Am nächsten Sonntage saß ein Mann mit tief gesenktem Kopfe auf einer der letzten Bänke; es war unser Freund. Nach der Predigt blieben die meisten Leute noch eine Weile bei einander; auch der Missionar, nachdem er den Talar abgelegt hatte, gesellte sich, wie üblich, zu ihnen. Bei der herumgehenden Wasserpfeife und einem kleinen Täßchen Thee werden in zwangloser Weise die Predigt oder die Ereignisse des Tages besprochen,

oder die einzelnen Christen bringen ihre Anliegen vor. Das ist es, was den Chinesen so sehr gefällt. Keu-loi war bald von zwei Christen ins Gespräch verwickelt. Er erkundigte sich nach der Opiummedizin, nach diesem und jenem. Der Missionar kam auch heran und brachte ihm ein Gebetbüchlein. „Hier," sagte er, „ist das kürzeste und beste Hauptbüchlein des christlichen Glaubens. Jeder, der Christ werden will, muß dies zuerst auswendig lernen." Keu-loi verabschiedete sich, er hatte einen guten Eindruck empfangen. Von Stund an gelobte er, das Opiumrauchen und Spielen als verderbenbringend zu unterlassen. Aber wie, woher die Kraft dazu nehmen? Und doch, hatte ihm nicht ein Gläubiger erzählt, daß auch er früher all dergleichen gethan hätte, nun aber durch Gottes Gnade frei davon sei? — Wenn auch er frei würde von den Fesseln und Banden der Hölle, wie die Christen es nannten? Vor allen Dingen war es sehr schwer, daß er so arm war. Das Wahrsagen aufgeben, was soll da werden? An einem Markttage spät abends kam Keu-loi wieder in die Kapelle. Er bat den chinesischen Prediger um eine Unterredung. Dieser kleine, zierliche Mann mit ernsten, vertrauenerweckenden Augen und der sanften, ins Herz dringenden Stimme hatte es ihm angethan. Zu ihm fühlte er sich hingezogen. „Ich bin am Abend gekommen," entschuldigte er sich, „da man am Tage fortwährend gestört wird. Ich möchte mich mit dir über einige wichtige Angelegenheiten aussprechen." Keu-loi ging das Herz auf. Nach einer halben Stunde kannten die beiden einander genau. Keu-loi erzählte seine wechselvolle Lebensgeschichte mit all den Verirrungen, von denen wir oben gehört haben. Der Prediger stärkte ihn durch sein Beispiel und erzählte ihm einiges von seinen Nöten, seinem Ringen und Kämpfen, bis er endlich bei Jesu Ruhe und Frieden gefunden habe. Dann gab er ihm gute Ratschläge in Bezug auf seine Beschäftigung; denn Wahrsager könne er selbst-

verständlich nicht bleiben. So aufrichtig und wahr hatte seit langer Zeit niemand zu Keu-lois Herz gesprochen. Dazu kannte der Prediger die chinesischen Klassiker viel besser als er selbst. Und Keu-loi war freudig erstaunt zu hören, daß die Anbetung des wahren Gottes nicht im Widerspruch mit den Klassikern stehe, sondern durch dieselben vielmehr begründet sei.

So kam es, daß Keu-loi, der einst selber daran gedacht hatte, die Fremden umzubringen, jetzt ernstlich den Gedanken erwog, Christ zu werden.

---

10. Böse Zeiten.

Kurze Zeit nachher beschloß unser Freund, seine alte Mutter um eine Unterredung zu bitten. Diese hatte längst die gute Veränderung im Wesen ihres Sohnes wahrgenommen und sich darüber in ihrer Weise sehr gefreut. Auch Schui-nyu war ganz verwundert, daß ihr Mann seit kurzem viel freundlicher zu ihr war. Das that ihr so wohl, daß sie noch einmal so gern die viele Arbeit verrichtete. Keu-loi wollte die Mutter bitten, ihm zu gestatten, die eine Kuh zu verkaufen. Für das bischen Feld, welches sie noch besaßen, war eine Kuh mehr als genug. Das Geld wollte er dazu brauchen, um einen kleinen Holzhandel zu beginnen. Sein Herz bebte. Würde die Mutter nicht wieder dagegen sein, wie so oft? Es gab aber keinen andern Ausweg für ihn, nirgends war Geld aufzutreiben, niemand wollte ihm etwas borgen. Sein neuer Freund, der Prediger, konnte ihm bei seinem kärglichen Gehalt auch nichts ablassen. In seinem Innern betete er, ohne es eigentlich zu wissen, unablässig: „Gott, verwandle doch das Herz meiner Mutter, daß sie endlich den Irrtum mit der Kuh einsehen möge.“

„Ehrwürdige Mutter," begann der Sohn, „verzeihe, daß ich dich störe, aber ich muß mit dir sprechen!" — „Sprich nur, mein Kind, was hast du?" — „Mutter, ich bin ein ungeratener Sohn, ich habe dir viel Herzeleid gemacht und habe das Vermögen meines Vaters vergeudet." — „Kleiner, was sagst du," rief die erschrockene Mutter, „sei still davon, du bist nicht schuld daran!" — „Mutter, du bist sehr gut, ich möchte gerne ein neues Leben beginnen. Das Wahrsagen ist Betrug; ich kann es nicht länger ausüben. Ich will auch nicht mehr spielen und Opium rauchen, sondern mich bekehren und dich, ehrwürdige Mutter, besser hegen und pflegen. Ich möchte deshalb gern einen Handel mit Holz eröffnen, und darum kam ich zu dir, um mit dir zu sprechen." — „Kind," rief die Mutter, „Vater hat auch mit Holz gehandelt, aber du hast ja kein Geld. Wer wird dir Geld borgen?" — „Mutter, ich wollte die eine Kuh verkaufen. Sieh mal, wir brauchen nicht zwei Kühe, müssen sie nur unnötig füttern. Das Geld, welches ich für eine bekomme, ist genug für mich. Sieh mal, mit den Verwandlungsgeschichten des Vaters ist es doch nichts. Der Mönch hat uns entsetzlich betrogen, nur um unser Geld zu bekommen. Ich glaubte die Geschichte schon damals nicht recht, aber jetzt bin ich ganz fest überzeugt, daß der Mann uns nur betrogen hat. Die Seele des Menschen muß, sobald er stirbt, vor Gottes Richterstuhl erscheinen. Die guten Menschen kommen in den Himmel, wo sie ewig selig sind, die bösen dagegen an den Ort der Qual." — „Kind, wo hast du das her? Kürzlich war eine Nichte bei mir, deren Mann ist zu den fremden Teufeln gegangen, die sagte auch so etwas; sage das ja nicht wieder." — „Mutter, die fremden Teufel sind nicht so schlecht, wie du denkst; alles ist erlogen, was die Leute über sie sagen. Sie betrügen uns nicht, wollen überhaupt kein Geld, sondern helfen uns. Ich bin auch schon dort gewesen; es ist sehr schön dort." — „Kind," rief die

Mutter ganz entsetzt, „du bist des Todes, weißt du nicht, daß am 16. des nächsten Monats alle Fremden und ihre Nachfolger ausgerottet werden sollen? Der Mandarin selber hat es gesagt. Ach, ich arme, alte Frau sterbe ja vor Angst um dich. Verkaufe die Kuh, ich glaube auch nicht mehr recht daran, und wenn Vater darin gesteckt hat, so wird er wohl schon heraus sein. Verkaufe die Kuh und rauche lieber Opium, aber zu den fremden Teufeln gehe nie wieder." — „Mutter, laß die Sorgen sein und ängstige dich nicht. Als ich früher alles Böse that, warst du ja nie so ängstlich." — „Junge, wenn du zu den Fremden gehst, dann bist du tot für mich. Weißt du nicht, daß die Christen ihre Eltern wegwerfen? Sie haben keinen Sarg, opfern auch nicht am Grabe; ich muß dann als hungriger Geist herumirren. Ach, ich bin ja die unglücklichste Frau auf dem ganzen Erdboden." — „Erlaube, Mutter, du bist falsch berichtet; die Christen haben alles wie wir. Das vierte Gebot lautet: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf das dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden." Nein, Mutter, die ehren die Eltern mehr wie wir. Sie haben alles wie wir, und ihre Begräbnisse sind sehr schön; sie haben sehr schöne Fahnen dabei, auch Trauermusik ist erlaubt. Nur die buddhistischen Mönche oder Thauisten bleiben weg. Am Grabe opfern sie freilich nichts, da die Toten nichts essen können." — „Nicht essen können, Junge? Warum opfern denn alle Chinesen, wenn die Toten nichts essen können?" — „Mutter, die Chinesen wissen es nicht. Siehe doch, kannst du essen, wenn du fest schläfst?" — „Wie soll ich denn im Schlafe essen? Kind, sprich doch nicht Osten und Westen zusammen." — „Nein, Mutter, bedenke doch, wenn du im Schlaf nicht essen kannst, wo du doch noch immer Leben hast, und wo der Magen und das Herz in Ordnung ist, wie soll dann jemand nach dem Tode essen können?" — „Himmel, erbarme dich," schrie die alte Frau, „mein Kind

hat Thee vom Fremden getrunken und so spricht es seine Sprache."

Keu-loi verkaufte die Kuh und erhielt 30 Dollar dafür. Mit diesem Gelde begann er sofort den Handel. In früheren Jahren hätte er genau nachgeforscht, welcher Tag nach den geomantischen Regeln geeignet ist zur Eröffnung eines solchen Geschäfts. Jetzt begann er in Gottes Namen, sobald er das Geld in Händen hatte. Er reiste in die Berge, kaufte dort Holzstämme und ließ sie nach der Stadt schaffen, dort ließ er sie zu Dachlatten zersägen oder verkaufte sie auch unzersägt, wenn sich gute Gelegenheit bot. Einen Laden dazu hatte er billig bekommen. Der Abfall diente ihm als Feuerung, so brauchte er das teure Brennholz nicht zu kaufen. Außerdem verdiente er an jeder Dachlatte noch 2 bis 3 Käsch. Es war kein sehr einträgliches, aber ein desto sichereres Geschäft. Und da die Eröffnung gerade in eine Zeit fiel, in der viel gebaut wurde, so hatte er viel Zuspruch.

Diese zuletzt geschilderte Zeit war in besonderer Weise geeignet, den Chinesen das Christwerden gründlich zu verleiden. Der kluge, einsichtsvolle, junge chinesische Kaiser, der dem Christentum wie den Reformen freundlich gegenüber gestanden hatte, war durch einen Staatsstreich ganz plötzlich gestürzt worden. Die Kaiserin-Witwe hatte wieder die Regierung an sich gerissen. Die dem Kaiser ergebenen treuen Beamten, welche den Neuerungen und einer Reformation des Reiches freundlich gegenüberstanden, wurden mit der Schärfe des Schwerts verfolgt. Mit Volldampf steuerte das Staatsschiff wieder den alten fremdenfeindlichen Kurs. Erlasse und Dekrete erschienen in Menge. Waren sie auch zunächst nicht gegen die Fremden und das Christentum gerichtet, ja wurden darin sogar die Fremden freundlich behandelt und das Christwerden freigestellt, so las doch jeder Kenner das Gegenteil zwischen den Zeilen. Neben den öffentlichen Dekreten aber existierten ge-

heime Instruktionen, die voller Feindschaft und Haß waren. Dazu kam es noch, daß die Chinesen in Verwicklungen politischer Art geraten waren mit fast allen größeren Fremdmächten. Deutschland hatte Kiautschou, Rußland Port Arthur, England Wei-hai-wei besetzt. Dazu hatte England gegenüber von Hongkong in Kau-lung große Schwierigkeiten bei der Vermessung und Grenzregulierung gefunden. Im ganzen Lande, besonders in der Gegend, wo unsere Geschichte sich abspielt, wurde eine Miliz geschaffen, eine Art Bürgerwehr. Jedes Dorf mußte so und so viel Leute stellen. Ein hoher Offizier kam von Kanton herauf, um die Inspektion abzunehmen. Das war ein bunt zusammengewürfeltes Heer, mit den allerseltsamsten Waffen ausgerüstet. Da sah man alte, von je zwei Männern getragene Gewehre, große Dreizacks, lange Speere, kurze Dolche, alte rostige Kanonenrohre. Erschrecklich war die Feindschaft, welche da zum Ausbruch kam, nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten. Täglich mußten die Missionare und Christen auf das Schlimmste gefaßt sein. Ja, bei einer Parade vor dem Obersten setzte sich die nach vielen Tausenden zählende Menge bereits nach der nahen Missionsstation in Bewegung, um zu zeigen, daß sie eine brave und tapfere Truppe sei. Nur durch Gottes Gnade wurde der Plan vereitelt. Der Haß und die Feindschaft ergoß sich wie eine Sturzwelle in alle Märkte und Dörfer. In allen Orten waren bestimmte Schlachttage festgesetzt. Ja, an einigen Orten bildete sich schnell unter dem Vorsitz des Ortsschulzen eine „Kuhschlächter-Gesellschaft". Jedermann wußte es, daß die Christen die Kühe sein sollten. Es sah in der That aus, als könne ein Funke das ganze Pulverfaß entzünden. Die Beamten besonders des Kreises, wo sich unsere Geschichte zutrug, waren echte Fremdenhasser. Sie freuten sich, endlich einmal Recht und Gelegenheit zu haben, die verhaßten Ausländer und ihre Anhänger, die fremden Teufelshunde, nach

Belieben ärgern und quälen zu können. Sie verstanden es, ihren Willen den kleineren Beamten und Ortsvorstehern in der rechten Weise kund zu thun. Da war gar mancher unter ihnen, der sich durch Haß gegen die Christen hervorthun und die Sporen verdienen wollte. Die Ortsvorsteher hatten wieder ihre Leute zur Hand, und Grund zum Einschreiten gegen die Christen fand sich gar bald. Wer einen Hund schlagen will, wird sicher auch einen Stock dazu finden. Einzelnen wurde das Eigentum geraubt, ihre Häuser zerstört, die von ihnen beackerten Felder wurden ihnen abgenommen, vom öffentlichen Handel und Verkehr wurden sie ausgeschlossen. Ihre Kinder sollten weder zur Schule noch zum Examen zugelassen werden u. s. w. Aber nicht nur die Christen, sondern auch die Missionare wurden auf alle Weise angegriffen. Ein früherer Bekannter von Keu-loi, auch ein Wahrsager, hatte eine Bande von etwa 30 Männern um sich gesammelt und sich verschworen, dem Fremden den Bauch aufzuschlitzen. Zweimal kam er zu diesem Zweck mit Halbschwert und Dolch bewaffnet auf die Station. Die Brunnenarbeiter wollte er verschütten lassen, wenn sie nicht sofort aufhören, für den fremden Teufel zu arbeiten ꝛc. Als dann der Fremde freundlich auf ihn zuging und ihn ermahnen wollte, da zog er sein Halbschwert und holte zum Schlage aus. Doch wurde er dabei überwunden und unschädlich gemacht.

Ein anderer kam in derselben Absicht und schlug die eben gepflanzten Bäume um, und als er auf das Ungehörige des Thuns aufmerksam gemacht wurde, da zog auch er ein Halbschwert und wollte den Fremden durchbohren, der ihm nichtsahnend den Rücken zugedreht hatte. Glücklicherweise fielen ihm Arbeiter in den Arm, so daß er daran verhindert wurde. Andere kamen und bombardierten die Station mit Steinen. Jeder, auch der geringste Bettler, glaubte in jener

Zeit, sein Mütchen am Fremden kühlen zu dürfen. So verlangte ein Opiumraucher des nahen Dorfes vom Missionar Geld, und da dieser es ihm nicht geben wollte, weil jener nichts zu verlangen hatte, so nahm er einen über 10 Pfund schweren Stein auf, um den Missionar totzuschlagen. Eine große Unsicherheit hatte die ganze Umgegend ergriffen. Wer nur etwas von Christentum und Fremden verlauten ließ, war sofort ein geächteter Mann. Mit Gewalt wurden die Leute vom Besuch der Kapelle abgehalten. Selbst christliche Frauen wurden insultiert und durch allerlei Gerüchte erschreckt. So wurde eines Tages vom Gerichtshause das Gerücht verbreitet: Alle Chinesen, die gläubig geworden seien, müßten sich künftig europäisch kleiden, auch die Frauen. Letztere gerieten dadurch in nicht geringe Aufregung. Besonders furchtbar wurde ihnen das schmiedeeiserne Korsett geschildert. Es hat sich auch später herausgestellt, daß dem Throne wirklich von einem hohen Beamten ein solcher Vorschlag gemacht worden war.

In solchen Zeiten ist es schwer, ein Christ zu sein, noch schwerer aber, ein solcher zu werden. Und es ist menschlich und damit begreiflich, daß Keu-loi sich für eine Zeit zurückzog. Es ist doch eine zu gefährliche Sache, dachte er, sich mit den Christen in Verbindung zu setzen. Das Christentum ist gut, aber es ist zu gefährlich, ich will im geheimen ein Christ sein. So blieb er zwei Monate ganz fort und ließ nichts von sich hören. Es war zu merkwürdig! Er war einigemal in der Kapelle gewesen, das aber waren tausend andere auch. Und doch gerade er wurde damit geärgert, ja von vielen darob verhöhnt. Es ist, sagte er sich, als können die Leute einem seine Gesinnung vom Gesichte ablesen. Ich habe mein ganzes Vermögen verspielt, niemand schalt mich darob! Ich habe das liederlichste Leben geführt, niemand schmähte mich! Ich habe meine Gesundheit durch Opium

vergiftet, niemand gebot mir Einhalt! Ich war einigemal in der Kapelle, und jeder schilt mich! Unerklärlich, woher kommt solches Urteil? Als ich am Markte saß und den Leuten dummes Zeug erzählte, um ihnen das Geld aus der Tasche zu locken, da gefiel es der Menge. Ich will es mit Mencius halten und lieber Gerechtigkeit wählen und alles andere fahren lassen.

11. Ein großer Sieg.

Die Chinesen haben ein Sprüchwort, das lautet: einen Dieb fangen, ist leicht; ihn wieder freizulassen, ist sehr schwer. Dasselbe kann vom Opiumrauchen gesagt werden. Das Rauchen sich anzugewöhnen, ist sehr leicht; aber wieder frei davon zu werden, ist sehr schwer, und deshalb gelingt es nicht vielen. Je größer der tägliche Opiumverbrauch ist, desto größer ist die Sucht. Je schlechter das Opium ist, desto schlimmer sind die Folgen. Das beste und zugleich teuerste und verhältnismäßig unschädlichste Opium kommt noch immer aus Indien. Obwohl dieser von der allerchristlichsten Kaiserin und Nation gepflegte Opiumhandel so großen Anstoß erregt, so steht doch dem britischen Volke das „gute Geschäfte machen" viel höher als alles andere. Das chinesische Opium würde besser sein, wenn mehr Sorgfalt auf die Zubereitung verwendet würde. Das indische Opium ist so kostspielig, daß es nur von sehr reichen Chinesen gekauft werden kann. Vom chinesischen Opium unterscheidet man drei bis vier Sorten. Die beste steht hinter der indischen noch immer sehr zurück. Die schlechteste Sorte ist die, da Blätter und Kapseln mit eingeknetet sind. Je nachdem ein Chinese Geld hat, kauft er sich

eine bessere oder schlechtere Sorte. Und wie bei uns an den Zigarren, so kann man hier die Bildung oder den guten Geschmack oder auch die Vermögensverhältnisse am Opium erkennen. In der Medizin nimmt das Opium resp. Morphium unstreitig mit Recht eine der ersten Stellen ein. Man kann allgemein annehmen, daß etwa von 50 Prozent opiumrauchenden Chinesen die Hälfte durch Krankheit, wie sie meinen, zum Rauchen gezwungen worden sind. Oft versagt jedes Mittel; aber das Opium wirkt noch. Wir haben Asthmakranke gesehen, die vor Angst und Schmerzen die Wände hochzuklettern versuchten und sich fast die Finger zerbrachen; es half kein Mittel; aber nach ein oder zwei Pfeifen guten Opiums wurde es sofort besser. Es ist gewiß wahr, daß das Rauchen von Opium viel unschädlicher ist und viel besser wirkt als das Einnehmen von Morphium. Das Opium kommt in den Handel als dunkle harte oder teigartige Masse. Es wird gewonnen aus den noch unreifen Mohnkapseln. Diese werden mit feinen Messern kreuz und quer kunstgerecht eingeritzt. An den Schnittstellen schwitzt die Kapsel sofort einen milchigen, dicklichen Saft aus, der in Zwischenräumen abgekratzt und in Gefäße gethan wird. Diese Masse wird dann in großen Kesseln gekocht, vermischt und zubereitet. Um das Opium rauchfähig zu machen, wird es nochmals vom Raucher in einem kleinen Messingkessel gekocht, bis es eine dickflüssige Masse geworden ist. Von dieser nimmt der Raucher etwa eine Erbse groß auf eine Nadel und glüht es über seiner Öllampe, bis es eine zähe Masse ist. Erst dann steckt er es in seine Pfeifenöffnung und öffnet in der Mitte der Masse mit der Nadel ein kleines Luftloch; dann hält er es über die Lampe und läßt es anbrennen. Gierig wird der Rauch hinuntergeschluckt, um erst nach einer Pause ausgestoßen zu werden. Die Wirkung des Rauchens ist eine einschläfernde, erleichternde, vielleicht am besten der eines gutartigen Weines zu vergleichen. Der

Raucher fühlt sich frei von allen Schmerzen und jeder Beengung. Besonders überkommt ihn jene gepriesene Gleichgültigkeit und Ruhe, die oft durch Buddhabilder oder Figuren ausgedrückt wird. Während des Rauchens wird gern Thee getrunken. Es erfolgt dann in der Regel ein angenehmer, meist nicht langer Schlaf. Opiumraucher sind fast immer Feinschmecker; sie essen nicht viel, aber lieben etwas Gutes. Die Wirkung des Opiums hält je nachdem drei bis zwölf Stunden an. Der Lastträger oder Stuhlträger scheint größere Kraft zu haben; der Läufer findet seine Beine viel leichter. Freilich scheint das nur so. Auf diese künstliche Anspannung aller Kräfte folgt später eine um so größere Ermattung. Der Träger knickt zusammen wie ein Schilf, sobald er zur festgesetzten Stunde sein Opium vermißt. Die Opiumsucht überfällt ihn wie ein gewappneter Mann. Ein trauriger Anblick ist es, einen Menschen während der Sucht zu sehen. Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn. Zittern und Angst befällt ihn. Das Herz krampft sich ihm zusammen. Todesangst schnürt ihm Brust und Kehle zu. Thränen rollen ihm aus den Augen. Diese treten aus ihren Höhlen und scheinen zu brechen. Es ist vorgekommen, daß ein Opiumraucher ruhig sein Haus brennen ließ — er hatte die Sucht und mußte erst eine Pfeife rauchen. Diese ging ihm über sein brennendes Haus. Es giebt Raucher, die Frauen und Kinder verkaufen, nur um die Sucht zu befriedigen. Wie viele Raucher haben schon den festen Vorsatz gefaßt, sich das Opium abzugewöhnen; aber ach, sie überstehen kaum einen Anfall. „Ich muß sterben, wenn ich kein Opium rauche," ist ihre lakonische Antwort. Keu-loi war einer von den wenigen, die alles daran setzen, um frei zu werden. Er hatte sich für fünfzig Cents Anti-Opium-Medizin gekauft, Pillen aus Reismehl, Morphium, Natron und Zimmt, von denen er, sobald die Sucht ihn überfiel, einige hinunter schluckte. Mit jedem

Tage aber mußte er zwei solcher kleinen Pillen weniger nehmen. Diese Medizin allein thut es auch nicht; aber sie ist eine große Hülfe. Ohne sie wäre die Qual zu groß. Keu-loi war ein starker Raucher gewesen; er hatte zuletzt täglich ungefähr sieben Gramm Opium verbraucht. Sobald der Anfall kam, vermied er es, sich zu legen, sondern ging hin und her, oder suchte sich eine notwendige Beschäftigung aus. In seiner Not und Angst klammerte er sich fester an Gott und rief oftmals selbst ganz laut: „Song ti kyu ngo!“ „Gott, errette mich!“ Der Kampf und die Versuchung zum Rückfalle ist um so größer, weil die Verführung so groß ist. Fast in jedem Hause bietet sich für den Opiumraucher Gelegenheit, seinen Opiumhunger zu stillen. Dazu kommt die Verführung von den alten Rauchgenossen, die es schmerzlich empfinden, wenn einer aus ihrer Zunft ausscheiden will. Denn wie das Licht um Freunde wirbt, so auch die Finsternis. Ja, gerade die letztere sucht mit eisernen Klauen ihre Opfer festzuhalten. Keu-loi wollte oft verzagen, besonders als dann noch heftige Ruhr ihn befiel. Gerade diese tückische Krankheit befällt so oft Leute, die sich das Opiumrauchen abgewöhnen. War der Mann vorher schon dünn und mager, jetzt wurde er zum Skelett. Dennoch blieb er fest und hielt aus. Er hatte obgesiegt. Sein Körper begann allmählich zu gesunden. Sein Aussehen wurde wieder besser und seine Kräfte nahmen zu. Der Reis schmeckte ihm doppelt so gut als vorher.

Wie glücklich sah unser Freund aus, als er dem chinesischen Prediger die frohe Botschaft bringen durfte: „Ich bin jetzt ganz frei vom Opium, ich nehme auch keine Medizin mehr.“ „Ich gratuliere dir von Herzen,“ sagte dieser, „wir wollen Gott dafür danken! Er hat dir Kraft und Ausdauer geschenkt, die viele, viele vergeblich suchen. Wie viele Raucher bleiben auf halbem Wege stehen, die Kraft erlischt ihnen und

sie sinken wieder in des Lasters Arme zurück. Es ist mir dies ein Angeld, daß du auch mit Gottes Hilfe die andern Schwierigkeiten überwinden wirst." „Lieber Freund," erwiderte Keu-loi, „ich fühle es, du meinst es gut mit mir, du hast mir schon sehr viel geholfen mit Rat und That." „Selbstverständlich," fuhr der Prediger fort, „ist es eine große Freude für mich wie für alle Christen, wenn jemand sich abwendet vom Wege des Verderbens und mit uns den Lebensweg wandert." „Verzeihe," erwiderte Keu-loi, „es hat alles auf der Welt seinen Zweck. Was kommt für dich dabei heraus, daß du so darauf aus bist, Leute auf euren guten Weg zu ziehen? Wir Chinesen lassen doch jeden machen was er will. Im Grunde ist ja doch jeder Mensch nur für sich verantwortlich. Sobald ich unschuldig bin am Falle des andern, so habe ich auch keine Verantwortung für ihn. Ihr Christen aber handelt so, als hättet ihr die Verantwortung für eines jeden Seele." „Junger Freund," sagte der kleine Mann mit ernster, ruhiger Stimme, „es ist doch etwas anders, als du glaubst. Wir haben sicher auch Verantwortung für andre, ohne gerade an ihrem Falle schuld zu sein. Ein Beispiel mag es dir zeigen. Da geht ein Mann am Flusse entlang, um zum Markte zu gelangen. Plötzlich sieht er unten im Wasser einen Knaben, der dem Ertrinken nahe ist. Was meinst du, durfte der Mann vorübergehen oder hatte er die Pflicht, den Knaben zu retten? Er hatte ihn ja nicht hineingestoßen, er hatte ihm auch keinen Auftrag gegeben, am Flusse Gras zu schneiden. Der Knabe war auch nicht sein Sohn oder Anverwandter." „Ein fatales Beispiel," meinte Keu-loi. „Besser wäre es für den Mann gewesen, er wäre zu jener Stunde am Flusse nicht vorbeigegangen. Jetzt mußte er ihn freilich retten, es blieb nichts anders für ihn übrig. Auch der Meister sagt ja: ‚Ein Menschenleben retten ist besser als sieben Thüren bauen'." „Nun, siehst du," sagte der Kleine, „so

ähnlich steht es mit uns auch. Wir thun aber das Rettungswerk nicht gezwungen, sondern mit Freuden. Die ganze Menschheit gleicht einem in den Strom, oder besser in den Sumpf gefallenen Menschen. Ich meine den Sündensumpf. Der Mensch wäre elendiglich ertrunken in demselben, er konnte sich selbst nicht retten. Auch war niemand vorhanden, der ihn hätte retten können. Jesus, Gottes Sohn, kam dazu auf die Welt. Er allein besaß so allmächtige Kraft und eine so große, unermeßliche Liebe. Er scheute nicht den schmutzigen Sumpf, ja den Tod fürchtete er nicht, sondern riß uns heraus, wusch uns rein, kleidete uns mit Kleidern der Gerechtigkeit. Die Sünde der Menschen drückte ihn tief hinab bis in den Tod und bis ins Grab. Aber er erstand nach dreien Tagen wieder, das große Erlösungswerk war vollbracht. Die ohne ihn ertrunken wären, aber durch ihn erlöst sind, preisen ihn als ihren Heiland. Das ist Jesus Christus, der Sohn Gottes. Verstehst du nun, warum es nicht genug sein kann, an Gott allein zu glauben? Was uns anbetrifft, so führen wir das Werk des Heilandes weiter fort. Er hat es seinen Jüngern bei seiner Himmelfahrt als heiliges Testament hinterlassen." „Ich sehe die herrliche Tiefe eurer Lehre ein," sagte Keu-loi nachdenkend, „und es ist wahr, Jesus hat das Größte für die Menschen gethan. Aber was soll aus Confucius und den andern Klassikern werden?" „Sei ohne Sorge," lächelte der Kleine. „Die Klassiker werden trotzdem ihre richtige Würdigung finden. Im tiefsten Grunde ist ja ihr Licht nichts weiter als Licht von seinem Licht. Alles Gute und Erhabene, alle Lehre und Weisheit kommen thatsächlich von dem, der die Quelle des Lichts und der Weisheit selber ist. Confucius war auch ein Abgesandter des großen Gottes, der uns durch ihn ermahnend vorbereiten wollte. Confucius kann uns lehren und unterweisen, aber nicht selig machen. Er kann uns gute Lehren und Ratschläge geben, aber keine Kraft, kein neues Leben

verleihen. Confucius ist ein gewaltiger und weiser Lehrer — aber doch nur ein Mensch gewesen."

Nachdenkend ging Keu-loi nach Hause. Er hatte sich in den letzten Wochen viel mit Jesus und Confucius beschäftigt, heute aber hatte er beide erst recht würdigen gelernt. Man kann also an Jesum glauben, sagte er sich, und kann doch auch den Confucius schätzen und ehren. Der Prediger hatte ihm beim Nachhausegehen ein fünfbändiges Werk eingehändigt und ihm aufgetragen, es zu lesen. Es war die herrliche, köstliche Erklärung zum Markus-Evangelium von D. Faber, die schon so vielen suchenden Seelen zum großen Segen geworden ist. In seinen Mußestunden laß Keu-loi fleißig darin, und das Bild des Heilands wurde immer köstlicher vor seinem Geistesauge. Von jetzt an kam er wieder ganz regelmäßig zu den Gottesdiensten. An einem der nächsten Sonntage bat er den Missionar, seinen Namen in die Taufliste einzutragen. „Welchen Namen wollen wir für die Katechumenenliste nehmen?" So wurde er gefragt. „Du weißt doch, daß der neue Name das neue Wesen, die neue Richtung, den neuen Menschen bezeichnen soll?"

„Ich bitte den Herrn Pastor, Sin-kong, Glaubenslicht zu schreiben."

12. Hindernisse des Glaubens.

Keu-loi kam sich vor, als stände er auf einem hohen Berge. Sein Glaube wuchs, und es wurde von Tag zu Tage mehr Licht in seinem Innern. Er schaute zurück auf sein früheres Leben, so voller Sünde und Schande. Ach, es war ein gar mühseliger Weg bis hierher gewesen. Und doch

erhob sich vor ihm ein neuer Berg, den er erklimmen mußte. Vor ihm türmten sich andere, aber sehr große Hindernisse auf. Würde er die Kraft haben, sie zu überwinden? Er hatte seinen Namen in die Taufliste eintragen lassen. Würde er die Kraft haben, allen Anfeindungen zu widerstehen? Werden ihn die Verwandten und Dorfgenossen von Haus und Hof jagen? Wird auch die Mutter ihm ihre Erlaubnis zu seinem Eintritt in die Gemeinde geben? Diese und viele andere Fragen bestürmten recht oft sein Herz in einsamer Stunde.

Die alte Frau war aufs äußerste bestürzt, als sie sah, wie ihr Sohn an jedem Sonntage zu den Fremden lief. Trotzdem sie wußte, wie ihr Sohn mit jedem Tage glücklicher und auch wohlhabender wurde, so wünschte sie doch, daß er lieber in der vorigen Weise leben möchte, nur ein Christ sollte er nicht werden. Es war ihr schrecklich, ins Gerede gekommen zu sein. Eine größere Schande, als dem Fremden nachzulaufen, kannte die Frau gar nicht. Sie hatte es schon oft gehört, daß die Nachbarn sagten: „Keu-loi ist ein fremder Teufelhund geworden. Der Fremde hat ihm nun Geld geborgt zum Geschäft, deshalb geht es so voran. Er hat den Thee des Fremden getrunken, deshalb sind seine Sinne verwirrt. Er spricht die Sprache des Fremden." Dann wieder kamen die jüngeren Leute des Dorfes und erschreckten die alte Frau. „Am so und so vielten," hieß es, „werden alle Christen ermordet, dein Sohn steht auch auf der Liste," da lebte die alte Frau in steter Angst. Bald wieder kam die Nachbarin mit gar loser Zunge und ungewaschenem Munde und erzählte allerlei schauerliche Geschichten, von abgeschnittenen Körperteilen, von entführten Frauen, gehobenen Schätzen, von Behexungen und Verschwörungen, von Wegführung der Söhne ins fremde Reich. Alles hatte sie genau gesehen oder wenigstens von glaubwürdigen Verwandten gehört.

Doch dies waren geringe Schwierigkeiten, es wurde bald noch schlimmer. Eines Tages fand Glaubenslicht, wie wir ihn von nun ab nennen wollen, in der Versammlungshalle ein großes Plakat angeheftet, das die Unterschrift von den Gelehrten und Ältesten des ganzen Bezirkes trug. Oben drüber stand in großen Lettern: „Warnung für jedermann." „China," so hieß es, „ist ein wohlsituiertes, Jahrtausende altes Reich, das seine Tugendkaiser und heiligen Lehrer gehabt hat zu einer Zeit, als andere Völker noch nackend umherliefen und ohne jede Bildung waren. In neuerer Zeit werden an vielen Orten gefährliche Irrlehren verkündigt; vielleicht mögen sich diese Irrlehren für Barbaren eignen, aber nicht für Söhne und Angehörige des chinesischen Reiches. Am allerwenigsten aber eignet sich diese falsche Lehre für den hiesigen Distrikt. Und doch kommt es vor, daß einzelne Leute, ja selbst Bücherleser, sich bethören lassen und den umstürzenden Lehren folgen. Die Ältesten und Gelehrten des Distriktes sind deshalb zusammengekommen und haben beraten, wie dem Unheil zu wehren sei. Es ist unsre Pflicht, jeden unsrer Mitbürger ernstlich zu warnen und zu ermahnen. Wer solcher Irrlehre folgt, gilt als ein abtrünniger Sohn Chinas und soll deshalb aus der Gemeinde ausgeschlossen und von Haus und Hof vertrieben werden. Niemand wird mit ihm verkehren, von ihm etwas kaufen, noch ihm etwas verkaufen. Keinem Lehrer ist gestattet, Kinder solcher Abtrünnigen zu unterrichten, und kein Licentiat wird solche Leute zum Staatsexamen zulassen. Auch die Angehörigen solcher Abgefallenen sollen bestraft werden."

Obwohl das Christentum und die Fremden mit keinem Worte erwähnt waren, so wußte doch jeder, was damit gemeint sei. Glaubenslicht wußte sofort, daß sich das Plakat zunächst gegen ihn richte. Mit triumphierenden Blicken einerseits, mit mitleidigen oder verächtlichen Blicken andrerseits

wurde Glaubenslicht angesehen. Jedermann schien ihn zu fragen: Was nun? Hast du jetzt auch noch Mut? Er wußte, daß nach der althergebrachten chinesischen Sitte, die Dorfältesten sehr wohl die Macht haben, ihre Drohungen auszuführen. Die alte Mutter weinte vor ihm. „Siehst du, Junge, jetzt ist alles aus. Sie werden dich fangen und foltern und dem Mandarin ausliefern, ich arme, alte Frau bin des Todes!“ Glaubenslicht hatte von neuem schwere Kämpfe durchzumachen. Sollte er das Christwerden doch nicht lieber aufgeben? War es geraten, sich gegen alle aufzulehnen? Er könnte ja im geheimen auch Gott anbeten. Warum aber lasse Gott solche Dinge zu, wenn er wirklich wolle, daß alle Knie sich vor ihm beugen? Es ging ihm wie dem Psalmisten, als er rief: „Die Wogen gehen über mein Haupt.“ Dann wieder sagte er sich: „Habe ich etwas Böses gethan? Früher, als ich der schlechteste im Dorfe war, da war alles gut. Jetzt, wo ich mich bestrebt habe, die Sünde zu meiden und ein ordentliches Leben zu führen, werde ich zum Verbrecher gestempelt. Was aber, wenn sie thatsächlich Ernst machen? Glaubenslicht, mehr Glauben ist nötig, mehr Licht ist nötig! Der Heiland hat selbst gesagt: „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen. Wie der Meister das Kreuz trug, so muß es der Jünger auch tragen.“ Darum, lieber Mann, sei kein Reischrist, sondern ein durch Leiden bewährter Christ.“ Glaubenslicht eilte in seiner Not und Angst zu seinem neuen Freunde, dem kleinen Prediger, und das war der rechte Weg für ihn. Der Prediger führte ihm Beispiele vor und nannte ihm Namen von Christen, denen es um kein Haar besser gegangen sei. Der Glaube muß durch Nöte bewährt sein, sonst ist er nicht echt; haben sie den Meister Beelzebub geheißen, wie sollten sie die Jünger anders heißen. Jetzt erst werde es sich zeigen, ob er zu dem echten Gold gehöre, dieses fürchtet sich, dem Sprichwort gemäß,

nicht vor dem Ofenfeuer. Gott werde aber auch diese Trübsal und Not nicht größer werden lassen, als er ertragen könne. Dann riet er ihm, recht vorsichtig zu sein und niemand zu reizen durch Disputieren, sondern in aller Bescheidenheit, aber ruhig, entschieden und furchtlos seinen Weg zu gehen. Dann besprach man sich, was wohl zu thun wäre, um seiner Mutter eine bessere Ansicht vom Glauben beizubringen. Es wurde abgemacht, daß er mit noch einem Bekannten, einem Gelehrten, der unter den Bücherlesern einen guten Namen hatte, seiner Mutter einen Besuch machen sollte. In der freundlichsten Weise wollten sie versuchen, die alte Frau eines Besseren zu belehren. Ihnen schloß sich noch ein christlicher Kaufmann an, und so zogen die drei Männer aus, um ihre keinesfalls leichte Mission auszuführen. Sie trafen die alte Mutter und Keu-loi daheim an. Der Sohn hatte seiner Mutter gemeldet, daß heute drei Freunde ihn besuchen wollten. Er hatte jedoch nicht vorher zu sagen gewagt, wer sie seien. Als die alte Frau die drei kommen sah, da wußte sie alles. Sie war so böse und ärgerlich, daß sie sogar das Haus verschließen wollte. Da das nun aber doch nicht ging, so behandelte sie die Freunde wenigstens sehr schlecht. Nicht einmal Thee wollte sie bringen. Der Haß und Ärger ließ sie in der gröbsten Weise gegen den Anstand verstoßen. Der Sohn machte seiner Mutter ernste Vorstellungen und sagte ihr, wenn sie seine Freunde so behandle, dann wolle er lieber ganz fortgehen. Nach langer Zeit brachte sie endlich Thee und lud die drei Freunde zum Sitzen ein. Sie wurde freundlich angeredet und beglückwünscht, ihr Haus und ihre Wirtschaft gelobt. Man erkundigte sich angelegentlichst nach ihren Felderträgen u. s. w. Da endlich brach das Eis. Sie fing an zu reden von der traurigen Geschichte. „Mein Sohn ist durch euch verführt," sagte sie. „Gebt mir meinen Sohn wieder!" Das Reden ging über in Schluchzen, und dieses

in Weinen. „Ich will euch euere Güte ewiglich danken," sagte sie, „will euch sogar etwas Geld schenken, wenn ihr veranlassen wollt, daß mein Sohn wieder von der Taufliste gestrichen wird." Die Freunde versuchten alles mögliche, um die alte Frau eines Besseren zu belehren. „Seht doch, ehrwürdige Frau, wie viel Graduierte und Bücherleser gläubig sind, auch hier Herr Li gehört dazu. Der Kaiser von China hat es allen Unterthanen frei gestellt, Christen zu werden. Sie dürfen auch als Gläubige zum Examen gehen u. s. w." Die Alte hörte erst mit Widerwillen, bald aber mit Interesse zu. Sie solle sich ja nicht ängstigen. Auf die Reden der Leute dürfe sie nicht so viel geben. „Wir sind auch Chinesen; wenn die Lehre nicht gut wäre, meint ihr denn, wir wären hingegangen? Am allerwenigsten aber wären wir so lange dabei geblieben. Seht doch auf euren Sohn, und ihr werdet selbst einsehen, daß ein großer Unterschied von einst und jetzt ist. Ist er jetzt besser oder schlechter? sagt doch selber!" „Das ist ja wahr," erwiderte die Alte, „aber seht doch, wie es uns geht." „Gute Mutter, das wird bald wieder besser werden; die Zeit ist böse, aber habt nur Mut, es bleibt nicht immer so. Vertraut nur mit eurem Sohne auf Gottes Hilfe, er wird alles wohl machen." Seit jenem Besuche war die alte Frau doch nicht mehr so unglücklich. Bald hatte sie noch Gelegenheit, andre Christen aus guter Familie zu sehen, und so beruhigte sie sich allmählich.

Das weiße Plackat in der Versammlungshalle that jedoch bald seine Wirkung. Glaubenslicht wurde auf alle Weise gehöhnt und verlästert, selbst in thätlicher Weise angegriffen. Bald wurde ihm der Weg versperrt und die Thüren wurden verriegelt. Bald wurden ihm die Hühner gestohlen, oder die Wäsche war ganz plötzlich von der Waschleine verschwunden. Eines Tages fand er seinen Hund tot; er war vergiftet worden. Auf den Feldern verwehrte man ihm das Wasser zur Reis-

berieselung. Sein Reis konnte infolgedessen nicht recht gedeihen. Jetzt hieß es wieder, die Kuh hätte andern Leuten das Gemüse abgefressen, er müsse viel Schadenersatz leisten. Jedermanns Hand war gegen ihn; er war seinen Nachbarn eine Schmach geworden. Als Christ war er eben ein geächteter Mann; das weiße Plakat sagte es ja deutlich, da konnte jeder seine Witze und Tücke an ihm auslassen. Das Dorf, wo Glaubenslicht wohnte, hatte mehrere tausend Einwohner, und er war zur Zeit der einzige Gläubige. Freilich gab es auch einige einsichtsvolle und verständige Männer, doch diese konnten nicht aufkommen gegen die Menge. Es kostet viel, ein Christ zu sein, und besonders ein chinesischer Christ. Man hört so oft abfällige Urteile über die chinesischen Christen, als suchten sie nur ihren Vorteil bei den Missionaren, aber selten bedenkt jemand, wie so sehr schwer es für einen Chinesen ist, Christ zu werden, welcher Mut und welche Opfer dazu gehören, dem vom Fremden gepredigten Glauben zu folgen.

13. Gottesgnade.

In der heiligen Schrift werden uns verschiedene Frauen genannt, die erst in vorgerückten Jahren einen Sohn erhielten. Da ist Sara und Hanna und Elisabeth. Kinderlosigkeit wurde als eine Schmach und Strafe angesehen Deshalb war die Freude dieser Frauen eine um so größere. Wie jubelt Hanna und wie preist Elisabeth. Ich glaube aber nicht, daß eine glücklicher gewesen ist als Schui-nyu, der es ebenfalls so ging. Sie war so viele Jahre verheiratet, und Jahr aus, Jahr ein war es ihres Herzens sehnlichster Wunsch gewesen, einen Sohn ihr eigen nennen zu dürfen. Vergeblich!

In stumpfer Resignation ergab sie sich lange Zeit in ihr Los; jetzt aber war ihre Freude unbeschreiblich. Auch der Vater war sehr glücklich; er vergaß allen Kummer über dem kleinen dicken Jungen. Gott, dem er seit mehr als einem Jahre seinen Herzenswunsch im Gebet vorgetragen hatte, hatte ihn in Gnaden erhört. Auch Frau Schui-nyu war wie umgewandelt. Es lag jetzt eine Freundlichkeit auf dem starkknochigen Gesichte ausgebreitet, die für sie einnahm. Sie sah aus, als wäre sie um fünfzehn Jahre jünger geworden. Sobald der kleine dicke Kerl schrie, huschte ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht. Ihr sonst so schwerfälliger Gang war leicht und elastisch geworden. Auch gegen andere Menschen war sie freundlicher und zugänglicher. Dazu kam noch, daß ihr Mann, seit er sich dem Evangelio zugewandt hatte, sich viel mehr als sonst um sie kümmerte. Die Vermögensumstände waren auch bessere geworden, und ihr Mann hatte ihr bald bessere Kleider gekauft. In Summa, sie war jetzt nicht mehr Schui-nyu, sondern die Frau eines ordentlichen Mannes. Schui-nyu hätte blind sein müssen, wenn sie den Unterschied nicht am ersten herausgefunden hätte. Ihr Mann hatte auch angefangen mit ihr zu beten und sie in den zehn Geboten zu unterrichten. Freilich dauerte es ungemein lange, bis sie einen Satz behielt, und am nächsten Tage wußte sie auch den nicht mehr. Doch sie gehörte zu denen, die da sehen und glauben. Das hatte sie sich nie träumen lassen, daß sie in den alten Tagen doch noch einmal glücklich werden würde. Richtig, der Wahrsager hatte es ja so vorausgesagt — aber ihr Mann meinte ja, das sei Unsinn. Nun, Schui-nyu philosophierte nicht lange, sondern besorgte lieber ihren Jungen. Auch das Verhältnis der Mutter und Schwiegertochter ward ein besseres. Die erstere sah ihre Tochter nun als viel wertvoller an; sie wurde fast zärtlich zu ihr. Nach vier Wochen war wieder das bei solchen Gelegenheiten übliche Festessen,

aber die Gesellschaft war kleiner. Viele, die kommen wollten, wagten es nicht. Allmählich, gegen Ende des Jahres, ließ die Feindschaft gegen die Christen wie Fremden wieder etwas nach. Und wenn auch das Plakat nach wie vor dort hing, so hatte es doch seine Schärfe verloren. Es war gewissermaßen „verjährt". So war in eine so von Sünde und Not zerrissene Familie wieder Ruhe und Frieden eingekehrt. Der glückliche Vater wählte einen Namen für sein Kind. Er nannte es Gottesgnade; unter diesem Namen sollte es am nächsten Christfeste zusammen mit seinem Vater Glaubenslicht getauft werden.

---

14. Das Weihnachtsfest

des Jahres 1899 war herangekommen. Die Christen von nah und fern eilten herzu, um am Feste teilzunehmen. Die Taufbewerber mußten schon einen Tag früher auf der Station sein. Viele wohnten zehn bis zwölf deutsche Meilen entfernt, so brauchten sie zwei bis drei Tage, ehe sie auf der Station eintrafen. Das Fest sollte diesmal in besonders feierlicher Weise begangen werden, es war ja das erste auf der neuen Station. Hier war schon wochenlang vorher alle Vorsorge getroffen worden, um die erwarteten 4—500 Gäste unterzubringen, für Betten wie für Essen zu sorgen. Die Schüler waren mit Ausschneiden von Transparenten beschäftigt oder fertigten schöne bunte Lampions an. Die Lehrer dichteten Lieder zu Ehren des zu Bethlehem geborenen Heilandes und schrieben sie mit großen Zeichen auf rotes Papier. Je zwei solcher beschriebenen roten Papierstreifen wurden immer paarweise nebeneinander oder zu beiden Seiten der Thüren

angebracht. Es war keine kleine Arbeit, für den Unterhalt so vieler Leute zu sorgen. Die Gemeindeältesten hatten die dazu angestellten Leute zu beaufsichtigen, die Einkäufe zu machen und Rechnung über alles zu führen. Jeder Christ mußte 80 Pfennig zur Kasse beisteuern, dann erhielt er während der zwei bis drei Festtage das Essen. Das Innere der Schule und der Weg zur Kapelle war mit Lampions festlich erhellt. Ein großer Christbaum war so aufgestellt, daß er sowohl von den Frauen wie von den Männern gesehen werden konnte. Auf den Wunsch der Christen war auch eine Musikkapelle gerufen worden, die während der Pausen ihre chinesischen Weisen ertönen ließ. Da die Station am großen Wege liegt, so hörten und sahen Hunderte alles, was auf der Station geschah. „Die Christen feiern Neujahr," so hieß es. „Nein," sagten andere, „sie feiern ihr Entstehungsfest." „Ach wo," riefen dritte, „sie feiern den Geburtstag Jesu." Einzelne gingen kopfschüttelnd vorüber und konnten vor Verwunderung kaum reden. „Woher kommt diese Menge? Und sieh doch, wie fein sie alle aussehen! Höre doch, auch eine Musikkapelle! Sieh doch, die vielen Lichter in dunkler Abendstunde! Das sollen die Leute sein, von denen es hieß, sie sind verzagt und tot, vertrieben und geächtet, zu denen niemand geht. Das verstehe ein anderer, ich begreife es nicht." So sagte ein vorübergehender alter Herr. Am Heiligen Abend saßen in der großen Halle an 56 Tischen 450 Personen beim einfachen, frugalen Mahle. Um 7 Uhr abends läutete die Glocke zum Gottesdienst. Vor der Kapelle waren drei Transparente angebracht, die von Jesu Geburt handelten. Nach Gesang, Eingangsspruch und Gebet wurden von zwei chinesischen Helfern die bedeutendsten Verheißungen des alten Testaments, wie die Erfüllung dazu aus dem neuen Testament verlesen. Dazwischen wurden immer passende Weihnachtslieder oder einzelne Verse gesungen. Es folgte dann eine kurze, packende

Predigt des Missionars über den Text: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.

Nach dem Abendgottesdienst war wiederum — wie schon am Tage vorher — Prüfung der Katechumenen. Jeder Gehülfe mußte die von ihm zur Taufe vorbereiteten Leute vorführen. Sie wurden vom Missionar, jeder einzeln, geprüft und über ihre Verhältnisse befragt. Die Prüfung, an zwei Abenden abgehalten, währte fast die Nächte hindurch. Von über 120 Taufbewerbern wurden 69 als wohl vorbereitet zur heiligen Taufe erachtet. Unter dieser Schar war auch Glaubenslicht und sein kleiner Sohn Gottesgnade. Glaubenslicht hatte sich ein gutes Verständnis der Lehre angeeignet, vor allem aber legte er einen großen Ernst und ein tiefes Verlangen nach dem heiligen Sakrament an den Tag. Er freute sich von Herzen, nun von Gott zu seinem Kinde angenommen zu werden. Sein Angesicht strahlte die innere Freude wieder. Am nächsten Tage, als am ersten Feiertage, fand nach der Liturgie des Hauptgottesdienstes die Tauffeier statt. Auch Frau Schui-nyu war zugegen an dem Ehrentage ihres Mannes. Es war eine erhebende Feier. Die meisten Täuflinge hatten gute Kleider angelegt. Einige unter ihnen trugen auch die Zeichen der Gelehrten. In sehr ernster Taufrede wurden sie nochmals ermahnt, zu bedenken, welchen großen Schritt sie heute zu thun im Begriffe seien. Es könne der größte Segenstag für sie sein, aber der Tag könne ihnen auch zum ewigen Fluche werden. „Sage keiner von euch an jenem großen Tage zu mir, ich habe es euch nicht gesagt, ihr wußtet es nicht. Ihr könnt jetzt noch umkehren, wenn ihr merkt, daß euer Herz nicht ganz aufrichtig ist vor Gott. Wehe euch, wenn ihr nur irdische Vorteile sucht, wenn euch das Glauben ein Geschäft wäre. Wehe dem, der ein zwiespältiges oder falsches Herz hat. Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Sie wird nichts aus Gottes Hand reißen. Sie werden treu sein im Gebet, in der

Sonntagsheiligung und in allen christlichen Tugenden. Brüder, es ist eine ernste Zeit, nehmt auch ihr es ernst. Wachet und betet, damit ihr fest steht mitten unter den Heiden und euern Beruf, ein Salz und Licht zu sein, recht ausrichtet. Haltet die Jesushand, dessen Kommen auf diese Erde wir heute feiern, haltet seine Hand unentwegt fest, nur so werdet ihr feststehen. Wo nicht, so wird der Ozean des Heidentums euch verschlingen, wie er eine kleine Insel im Meer verschlingt. Seid getreu bis zum Tode. Wollt ihr das sein, so saget es mir. Der Herr aber, der da treu ist, auch wo wir untreu sind, schenke es euch in Gnaden!" Sie traten dann gruppenweise an den Taufstein, wieder geführt von ihren Predigern. Sie knieten nieder, bekannten ihren Glauben, beantworteten die Tauffragen und erhielten das heilige Sakrament. Nachdem die Männer getauft waren, ging der Missionar hinüber auf die Frauenseite, dort wurden die Frauen und einige Kinder getauft. Glaubenslicht brachte seinen Sohn selber herzu. Er ward mit dem Namen „Gottesgnade" getauft. Der glückliche Vater trug ihn dann wieder zu seiner Mutter, die ihn sorgsam einwickelte, da es ein kalter Tag war. Noch verschiedene Gottesdienste fanden statt, auch die Feier des heiligen Abendmahls. Am 27. Dezember wurde es wieder stiller auf der Station; die Christen waren zumeist wieder heimgekehrt. Keu-loi war fröhlich und getrost; wenn einmal wieder ein wehmütiger Gedanke sein Herz erfaßte, so galt er seiner verirrten und verlornen Frau Kürbis. „Hätte sie doch auch diese Zeiten miterleben können! Gewiß wäre sie nicht fortgelaufen, wenn ich damals schon Gott gekannt hätte. Nun, Gott sei Dank, daß er mir noch so gnädig und barmherzig gewesen ist!" so sprach er oft. Die alte Mutter söhnte sich immer mehr aus mit dem Gedanken, daß ihr Sohn Christ sei. Der Enkel machte ihr auch viele Freude. Möchte die Gnade Gottes auch bald in ihrem Herzen Einzug halten!

„Hat man nichts mehr von Kürbis gehört?“ wird mancher der lieben Leser fragen.

O ja, aber es war nichts Gutes. Befreundete Holzhändler hatten auf ihren Geschäftsreisen nach der großen Stadt einiges über sie erfahren. Darnach ist sie von jenem Unterhändler wieder weiter verkauft worden. Sie mußte ihren Wohnort auf einem jener großen Luftschiffe nehmen. Sie soll namenlos gelitten haben, da sie gezwungen war, ein Leben der Schande zu führen. Oft habe sie versucht, zu entkommen, aber vergeblich. Plötzlich und unerwartet brach dann auf einem dieser Schiffe Feuer aus, das in der trockenen Zeit und bei dem so ausgedörrten Holze sehr gute Nahrung fand und sich außerordentlich schnell verbreitete. Etwa sechs bis sieben solcher Riesenschiffe lagen fest verankert nebeneinander. Das Feuer sprang von einem aufs andre. Ein entsetzliches Elend und Durcheinander entstand. Die Ankertaue wurden durchgehauen, und so setzten sich diese brennenden, stöhnenden Häuser in Bewegung. Viele Mädchen stürzten sich verzweifelt in den reißenden Strom und ertranken. Die meisten aber verbrannten in ihren Zellen. Auch die arme Kürbis hat so ihren Tod gefunden. Ja, die Sünde ist der Leute Verderben, aber die Gnade Gottes ist das ewige Leben in Jesu Christo, unserm Herrn.

3800. Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.

GTU Library
3 2400 00289 6680

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.

BERLINER BUCHBINDEREI WÜBBEN & Co. G.M.B.H. BERLIN S.W.